

## *Die Ordensfrau und ihr Dienst in der Kirche von heute*

Von Corona Bamberg OSB, Herstelle \*

Wir sind gerufen, im Umbruch dieser Zeit und im Aufbruch der Kirche von heute unseren Dienst zu tun: wir alle, die wir uns Ordensfrau nennen. Das ist schön, manchmal hinreißend schön; es ist aber auch schwer. Ja es ist so schwer, daß wir einander nicht allein lassen dürfen bei diesem Dienst. Gerade aus der Nötigung und dem Bedürfnis, miteinander das uns heute Auferlegte zu bewältigen, sind Sie aus allen Orden und Genossenschaften wieder so zahlreich hierher gekommen, um sich gemeinsam zu besinnen auf das, was ist und auf das, was sein soll und zu geschehen hat. Daß es sich gefügt hat und Sie sich entschlossen haben, hierzu eine von denen herbeizurufen, die für gewöhnlich ihren Dienst in der Abgeschiedenheit einer strengen Klausur tun, um von ihr etwas zu hören über den einen gemeinsamen Auftrag der Ordensfrau in dieser Zeit und Kirche, das ist vielleicht so etwas wie ein Symptom. Jedenfalls wäre es verständlich, wenn Sie gewisse Vorbehalte hätten gegen eine solche Referentin. Denn die Frage liegt wahrhaftig nahe, was Ihnen eine klausurierte Nonne schon sagen könnte über Ihren speziellen Dienst im tätigen Apostolat; was zur Lösung Ihrer so bedrängenden, oft fast nicht zu bewältigenden praktischen Probleme, was zu Ihren sehr handfesten und konkreten Beanspruchungen. Ich fürchte: kaum etwas, was Sie selbst nicht viel besser wissen!

Zwar soll der Unterschied zwischen den sogenannten aktiven und kontemplativen Orden hier nicht übertrieben werden. In Reinkultur gibt es weder den einen noch den anderen Typ. Ein ausschließlich beschauliches Leben, in dem man ganz und nur für das Gebet, die Betrachtung, das unabgelenkte Hinhören auf Gottes Wort und Stimme da ist, gibt es in der gelebten Wirklichkeit dieser Erdenzeit wohl nur für ein paar glückliche Augenblicke; im übrigen existiert ein solches Dasein in der Sehnsucht und als Wunschtraum frommer und manchmal auch ein wenig romantischer Seelen. Umgekehrt wäre ein rein aktives Leben, das in Tätigkeit oder gar Betriebsamkeit völlig aufginge, kein Ordensleben und überhaupt kein Christenleben mehr. (Es gehört wohl nicht zu den kleinsten Sorgen einer Oberin heute, ihren Schwestern zu helfen, wenigstens eine eiserne Ration an Beschaulichkeit und Gebetsgeist festzuhalten!)

Der Unterschied zwischen den sogenannten aktiven und kontemplativen Orden und Gemeinschaften liegt wohl mehr am Akzent als im Wesen.

---

\* Der folgende Beitrag bietet ein von der Verfasserin überarbeitetes Referat der Mitgliederversammlung der Vereinigung Höherer Ordensoberinnen Deutschlands vom 9. Juni 1965 in Beuel-Pützchen bei Bonn.

Darüber wird im folgenden noch manches zu sagen sein. Jedenfalls ist dieser Unterschied nicht so tiefgreifend, daß keine Verständigung möglich wäre über das uns allen Gemeinsame.

Dennoch, glaube ich, haben Sie recht mit Ihrem Vorbehalt. Dieses Referat wird ja ganz sicher einseitig sein. Denn im Leben einer Benediktinerin der Beuroner Kongregation gibt es für gewöhnlich keinen unmittelbaren Kontakt mit dem kirchlichen Leben der Gegenwart, wie Sie ihn täglich haben. Es gibt normalerweise auch keine Betätigung in den Bereichen Ihres Einsatzes. Wir haben weder Schule noch karitativen Auftrag noch Mission noch irgendwelche andere hauptamtliche apostolische Dienstleistungen. Wir sollen einfach da sein für Gott im Bezirk unseres Klosters, gewiß für die Menschen, doch nicht unter den Menschen, sondern vor Gott, in seinem Heiligtum. Das heißt nicht, daß wir in den berühmten „höheren Sphären“ schweben; auch wir haben unsere nicht geringen Arbeitsprobleme und sehr irdischen Beanspruchungen. Es heißt auch nicht, daß wir ohne Kontakte sind und sein dürfen mit dem, was sich heute tut und was Sie bedrängt. Es heißt aber doch, daß wir das alles und somit auch den Dienst der Ordensfrau heute nur von einer bestimmten Seite her sehen. Nur ein kleiner Beitrag zu dem intensiven Gespräch, das heute um das Ordensleben und speziell um die Ordensfrau eingesetzt hat, wird darum hier möglich sein. Ein Beitrag zudem, der Ihrer Hilfe bedarf, ehrwürdige Mütter. Sie müssen ihn ergänzen. Niemand von uns hat ja das Ganze. Niemand kann es auch nur überschauen, zumal in einer so zerfetzenden, zentrifugalen Zeit wie der unseren. Darum müssen wir einander helfen, unseren Dienst zu tun, ein wenig so zu tun, wie Gott ihn von uns haben will. Aber darum ist auch jedes Wort, das jetzt gesprochen wird, gleichsam eine Bitte um Ihre Ergänzung: Hörend, fragend, weiterdenkend, gegebenenfalls auch berichtigend oder widersprechend — so nehmen Sie, bitte, dieses Referat nun auf.

Auf der anderen Seite setzt echte Ergänzung notwendig die Verschiedenheit der sich ergänzenden Teile voraus. Und das läßt mich einigermaßen getrost an unsere Aufgabe herangehen. Denn ich darf hoffen, daß sich gerade aus der Andersartigkeit unseres Dienstes in einem klausurierten Monasterium etwas Hilfreiches für Sie sagen läßt, ein Wort, das weiterführen könnte. Vielleicht behält man nämlich in einem solchen Leben ohne Zweck, aber mit dem Sinn, einfach da zu sein für Gott — vielleicht behält man da leichter im Blick, was für jede Art von Dienst so wichtig, ja normierend ist: die gar nicht neue Weisheit nämlich, daß dem agere ein esse vorausgehen und zugrundeliegen muß, dem Tun das Wesen, dem Einsatz die Substanz — und also dem kirchlichen Dienst der Ordensfrau ihr schlichtes gottgeweihtes Frau-Sein.

Was das aber ist: Gottgeweiht-Sein, und was das ist: Frau-Sein — liegt das heute wie eh und je so einfach auf der Hand? Ich meine nicht. Mir scheinen damit eher zwei Problemkreise angedeutet, die sich überschneiden, die

keineswegs schon hinreichend geklärt sind, die aber beide von entscheidender Bedeutung sind für den Dienst der Ordensfrau in der Kirche von heute.

Sicher ist eines: Man kann nicht Ordensfrau sein, *ohne* im Dienst der Kirche zu stehen. Das gilt für das vorwiegend tätige wie für das klausurierte Leben, ja es gilt in gewissem Sinn für jede christliche Berufung. Wo es auch sei, in der Welt oder im Kloster, Ziel jeder echten Berufung ist nicht, daß man ausschließlich oder gar introvertiert bemüht ist um „Gott und die eigene Seele“, sondern daß man die Liebe verkündigt, die einen anruft in Jesus Christus. Diese Verkündigung geschieht je nach der Art und dem Maße, wie der einzelne Gottes Liebe entdeckt, würdigt, auf sie reagiert und sie mit anderen teilt. Gottes Liebe mit anderen teilen, sie anderen mit-teilen ist jedoch im höchsten Maße Sinn und Sendung der Kirche Christi. Wie sollte daran die Ordensfrau nicht partizipieren, die berufen ist, der totalen Christusliebe die Antwort einer ebenso totalen Übereignung zu geben? Aber diese Übereignung an Christus geht Hand in Hand mit der Übereignung an die Kirche, wie die Konstitution „Sponsa Christi“ sagt. Man kann niemals Christus hören, ohne der Kirche zu dienen. Und wo man so total Christus hören will wie die gottgeweihte Frau, da kann es erst recht nicht primär um Selbstheiligung gehen, nicht um Rettung einzig der eigenen, kleinen Seele, sondern da muß es primär gehen um die Gott geschuldete Antwort, die in einer einzigen Hingabe Christus und der Kirche gegeben wird. Nur diese Antwort macht bis auf den heutigen Tag die Ordensfrau zur legitimen Erbin der ersten Mönche, die wie Pachomius der Weisung des Engels gehorchten: „Der Wille Gottes ist es, daß du dem Menschengeschlecht dienst“. Nur diese Antwort macht sie aber auch zur legitimen Erbin der frühchristlichen *virgo sacra*, in der die Kirche ihr eigenes ungeteiltes Christusgehören für die Menschen seit je dargestellt und verwirklicht fand.

Doch die Kirche zeigt heute ein anderes Gesicht. Nicht, daß die gottgeweihte Jungfräulichkeit weniger als früher zu ihrem Wesen gehörte! Aber sie gehört zweifellos weniger zu ihrem Erscheinungsbild. Was da heute in die Augen fällt, das ist, wie wir wissen, vorwiegend geprägt vom neu sich entfaltenden *Laientum*. In Theologie und kirchlicher Praxis. Auch das Konzil sagt uns, daß Kirche nicht identisch ist mit Hierarchie; auch nicht mit Mönchtum und Ordensstand. Sondern Kirche ist das heilige Volk Gottes, und zwar hineingestellt in die Welt von heute, berufen, Christi Mysterium in dieser geschichtlichen Stunde zu verkörpern. Zu verkörpern gewiß in einer Vielfalt von Lebensformen, aber doch heute vor allem als die in die Welt gesendete Kirche. Deren Dienst wird begriffen als Apostolat, wesentlich auf die Menschen gerichtet, als Verkündigung der Liebe Gottes mitten im modernen Leben, in menschlich glaubwürdiger und annehmbarer Weise, in jener vorbehaltlosen Solidarität, die der menschengewordene Gott mit

unserem Elend und unserer Sünde eingegangen ist und durchgestanden hat bis zum letzten Atemzug.

Wo ist da noch Platz für einen besonderen „Stand der Vollkommenheit?“ Abgesondert gar durch Kleid, Schleier, Mauer und (immer noch) Gitter? Und wenn doch: Muß nicht der Dienst dieser Abgesonderten zumindest sich wandeln in einer sich wandelnden Kirche?

Hinzu kommt die Stellung der heutigen Frau, ihre Problematik. Wir alle sind Zeugen einer grundlegenden Veränderung, nicht nur in der profanen Gesellschaft, auch im kirchlichen Raum. Auch da setzt sich das Neue unaufhaltsam durch. Öffentlichkeitscharakter, Weltkontakt, Partnerschaft mit dem Mann, auch mit dem priesterlichen, verantwortete Mitarbeit in Mündigkeit und in einer Einordnung, wie sie der freien Personwürde der Frau entspricht, das alles sind heute nicht mehr nur Forderungen, das sind weitgehend schon Realitäten — im weltlichen wie im kirchlichen Dienstbereich. Muß nicht auch die Ordensfrau an diesem soziologisch bedingten, aufgewerteten Einsatz der Frau mehr, viel mehr als bisher teilnehmen?

Ich weiß, das sind keine neuen Fragen für Sie. Vielleicht mußten sie aber doch eben formuliert werden, bevor nun eine Antwort versucht werden soll oder, wie gesagt, ein Hinweis, ein kleiner Beitrag dazu. Mehr als dies wird nicht gelingen angesichts einer so komplexen Fragestellung.

Zunächst soll die Rede sein vom Ordensleben heute (I); dann von der Frau in dieser Welt und Kirche (II); schließlich von den Einsichten und Konsequenzen, die sich aus solchen mehr grundsätzlichen Erwägungen ergeben; wir nennen den III. Teil: Die Ordensfrau im Heute Gottes.

## I. ORDENSLEBEN HEUTE

Der Ordensstand, was ist er eigentlich? Er ist und war zu allen Zeiten eine Form, christlich zu leben. Diese Lebensform ist konstituiert durch Regel und Gelübde und basiert auf nichts anderem als dem Glauben. Auf dem Glauben genauerhin, wie ihn das Evangelium verkündet; einem Glauben also, der davon geprägt ist, daß er „sich des Kommenden erinnert“. Speziell deshalb hat er einer in sich verklemmten und verhedderten Welt stets als Verrücktheit gegolten. Wer auf ihm sein Leben aufbaut und es durchhält, der kann das nur, weil Gottes Geist in Christus ihn erfüllt. Das heilige Pneuma schenkt ihm jene Hoffnung, die erwartet, was man nicht sieht, und jene Geduld, die sich alle sichtbare Stütze wegnehmen läßt, um — dank sagend, lobpreisend — auf dem Letzten zu stehen. Das Ordensleben steht auf dem Letzten: auf dem Kreuz, in dem die Welt erlöst ist <sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Zum Ordensleben als Stand vgl. u. a. das wichtige Referat von Bischof Prof. Dr. H. Volk, Mainz, über „Christenstand — Ordensstand“, gehalten in Pützchen am 10. Juni 1965.

Man wird heute sofort bei der Hand sein mit dem Einwand: Darauf steht alles Christsein. Denn es steht auf der Taufe und damit auf dem Paschamysterium. Das stimmt. Die augenblickliche Aufwertung des Laienstandes leitet ihre Berechtigung daraus ab, daß das stimmt. Daß also Laienstand wie Klosterstand nur eine der möglichen Formen des Lebens aus der Taufe sind, daß keiner von beiden *seinsmäßig* einen neuen Stand in der Kirche darstellt. Auch der Christ in der Welt will (und will es oft mit Leidenschaft) auf dem Letzten stehen: auf dem Glauben an das Christuskreuz, in dem die Welt grundsätzlich erlöst ist. Wie könnte man sie sonst bejahen, diese Welt, wie sie als Christ lieben? Christi Heilsdiakonie im Dienst an und vor allem mitten in der schon erlösten Welt bezeugen und mitvollenden, darum geht es. Und ich glaube nicht, daß man mit Grund sagen kann: dieses machtvoll aufbrechende Sendungsbewußtsein der Laien sei nicht gottgewollt, sei nicht providentiell, sei nicht authentischer Dienstauftrag in der Kirche.

Sendungsbewußtsein bringt Selbstbewußtsein mit sich. Und wiederum möchte ich sagen: Mit Recht! Es muß eine eigenständige Laienspiritualität geben, die nicht gewertet wird als kümmer- oder schrumpfform der Ordens- oder Priesterspiritualität, sondern die eine Weise des Christseins ausformt, wie sie eben dem Weltstand und nicht dem Kloster- oder Klerikerstand entspricht.

Die Frage ist jedoch: Muß mit dieser Aufwertung des Laintums *notwendig* eine Abwertung des Ordenslebens verbunden sein? Muß man sagen: Das Ordensleben ist heute überholt, *weil* in unserer kaum mehr christlichen und jedenfalls nicht mehr klerikalen Welt jeder Christ möglichst unmittelbar die (königliche, priesterliche und prophetische) Würde des neubundlichen Gottesvolkes verkünden soll, an der er ja teilhat?

Ich meine nicht, daß das sein *muß*. Es gehört zu den wesentlichen Weisungen des Konzils, daß es bei aller Betonung der einen Grundberufung jedes Christen die bleibende Bedeutung der Stände in ihrer Verschiedenheit festhält. Dennoch: die faktische Abwertung des Ordensstandes heute läßt sich nicht leugnen. Wenn es einen Führungsanspruch gab von seiten der Orden (es gab ihn zweifellos; ich denke etwa an die Liturgische Bewegung und die machtvollen Impulse, die sie von unseren belgischen und deutschen Abteien empfing), wenn es das gab, so scheint man sich heute mehr und mehr davon zu distanzieren. Speziell in der kirchlichen Frauenarbeit lehnt man für gewöhnlich Beeinflussung oder gar Führung durch Ordensfrauen als unstatthafte Bevormundung ab. Was zunimmt, ist hingegen die Kritik. Nahezu alles wird in Frage gestellt; angefangen von Schleier und Habit bis zur grundsätzlichen Frage: Was soll noch dieser spezielle „Weg“, Gottes Liebe in Christus mitzuteilen? Ist nicht die Zeit unserer oft jahrhundertealten Ordens-Institutionen heute vorbei — und dies um so endgültiger, je älter sie sind?

Ich glaube, wir alle spüren, daß es zwar nicht bequem, aber doch recht heilsam ist, so in Frage gestellt zu werden. Wie alle Formen, die Bestand haben wollen, muß auch der Ordensstand sich selbst von Grund auf neu denken und mit ursprünglichem Inhalt füllen. Urs von Balthasar sieht in solcher Neubesinnung speziell des Rätelebens ein hervorstechendes Kennmal des christlichen Heute. „Weil die Extreme dabei hart hervortreten“, sagt der Schweizer Theologe <sup>2)</sup>: „hier volles Ernstmachen mit den Forderungen des Mitgehens mit der Zeit, der Vergegenwärtigung des Christen in der heutigen entchristlichten Gesellschaft, dort volles Ernstmachen mit den übernatürlichen Forderungen des Heilswerkes Christi, restloses Zurverfügung-Stehen für seine Bedürfnisse an Liebe, an Opfer, an Kontemplation: deshalb stehen die bedachten Wege und Lösungen in einer neuen inneren Dynamik“. Daraus gehen nicht nur neue Formen des Rätelebens hervor, wie etwa die Säkularinstitute; es erstehen auch die alten Orden zu junger Form und Kraft. Denn sie besinnen sich auf ihre Ursprünge, sie normieren sich an den Quellen des Christentums, vor allem am Evangelium. Man darf wohl sagen, daß mehr oder weniger in allen Orden und Genossenschaften heute etwas zu spüren ist von solcher echten Neubesinnung, die nicht etwa nur vordergründig bedacht ist auf Abhilfe der oft fast nicht mehr tragbaren Überforderung und des Nachwuchsmangels, sondern die ernsthaft und demütig aus den Zeichen der Zeit Gottes Willen für sich zu erfahren sucht.

Und Gott segnet solches Bemühen. Ich erinnere an den Aufschwung gerade der strengen Orden: der Trappisten etwa in Amerika, der Karmeliten in Holland, Österreich und Deutschland; ich erinnere an die zahlreichen Neugründungen sämtlicher Orden und vieler Genossenschaften in Afrika, Indien, Vietnam, Korea, Japan, Lateinamerika usw. Ich erinnere besonders gern an die Benediktiner von En-Calcat, die in Toumliline und Bouaké, also im Herzen des Islams und des afrikanischen Kontinents, zusammen mit ihren Schwesterklöstern das Zeugnis monastischer Präsenz mit so viel Fruchtbarkeit darleben. Ich darf auch an Taizé erinnern und an Grandchamps, diese blühenden Gemeinschaften evangelischen Rätelebens in der reformierten Kirche, die unzähligen Pilgern aus aller Welt und aus allen Konfessionen die Aktualität der Gottgeweihten bezeugen, sofern diese nur ernst machen mit ihrer Berufung.

Das sind herrliche Aufbrüche im Raum der Orden, und sie verfehlen nicht ihren Eindruck. Auch nicht auf die Jugend. Denn es gibt noch Jugend, auch bei uns, in unserem westlichen Wohlstandsleben, junge Menschen, die Christus und seiner Kirche dienen wollen im Stand ausschließlicher Gottgehörigkeit, die darin einen Lebenssinn finden für den Kern ihres Wesens;

---

<sup>2)</sup> Zur Theologie des Rätstandes (Das Wagnis der Nachfolge, hsg. St. Richter, Paderborn 1964, S. 49 f.).

für die geistige Person, die mit nichts Geringerem wahrhaft zu stillen ist als mit Gott allein.

Freilich, ein anderes ist ebenfalls wahr, Sie werden es aus Ihrer Erfahrung bestätigen: Wer heute ins Kloster geht, der ist anspruchsvoll. Ich meine das nicht im Sinne materieller Ansprüche. Da gilt eher das Gegenteil. Da wollen gerade die Jungen oft recht gut gemeint, aber nicht selten auch recht unvernünftig und unrealistisch mehr „Armut“, mehr „Opfer“, eben mehr fühlbaren und registrierbaren Verzicht, so eine Art von geistlichem Rekord. Es gibt natürlich auch die Verwöhnten und Verzärtelten. Aber in der Überzahl sind wohl die Idealisten. — Nein, anspruchsvoll sind die Jungen im geistigen und auch in einem ganz bestimmten geistlichen Sinn. Sie wollen sich nicht mit Halbheiten zufriedengeben. Sie hassen Routine und Konvention, mechanisches Mitläufertum und jene besondere Art von innerer Trägheit, wie sie erfahrungsgemäß das Leben speziell in einer lebenslänglich gleichbleibenden Frauengemeinschaft so leicht mit sich bringt. Da sind Novizen wirklich bisweilen das gute (oder auch schlechte) Gewissen einer Kommunität. Sie zwingen zur Konsequenz. Sie reagieren überaus empfindlich auf „falsche“ Klänge und hohe Worte ohne gelebte Wahrheit. Nicht selten sind sie auch wissensmäßig gut vorgebildet, haben in einer lebendigen Jugendgruppe, in Bibelkreisen und auf Tagungen Schrift und Liturgie kennen und lieben gelernt — und erwarten nun im Kloster ähnliche Anregung und Weiterbildung. Vor allem erwarten sie, die aus Liebe zu Christus gekommen sind, daß sie nicht weniger, sondern glühender als bisher gefordert werden. Sie wollen radikal zur Verfügung stehen. Sie wollen es leibhaftig erfahren, daß Gott sie beim Wort nimmt, daß er ihr Leben, ihre ganze Existenz in Griff nimmt — für seine Kirche und seine Welt. Denn, und das scheint mir sehr wichtig: Sie wollen und können ihr Ordensleben mit ruhigem Gewissen nur leben als Antwort auf die Not einer Welt, die sie nicht deshalb verlassen haben, weil sie sich ihr entziehen wollen, sondern weil sie ihr keine größere Liebe erweisen können als den Dienst der Vollhingabe in Christi Opfer hinein.

Wer diesen welthaften Bezug im Ordensleben, diese ur-christliche Weltzugewandtheit bei aller Weltentsagung verneinen wollte, der würde vielen jungen Menschen, die heute ins Kloster gehen, den Boden unter den Füßen wegziehen. Natürlich spreche ich hier vom Standpunkt unseres monastischen Lebens aus. Bei den apostolisch tätigen Orden liegt das Problem wohl anders. Wer in einen tätigen Orden eintritt, der ist von vornherein darauf verwiesen, daß er sich (auf Grund seiner speziellen Berufung, seines Charismas) beständig zu lösen hat von allen weltflüchtigen Motiven, daß er sich um Gottes willen restlos verfügbar machen muß für den praktischen Einsatz, dem das Leben seiner Gemeinschaft konkret geweiht ist, ohne den *er* nicht da sein kann für Gott. Wer dagegen in ein klausuriertes Kloster geht, der folgt damit einem besonderen Ruf in die

Einsamkeit, der hat den Verzicht zu leisten auf unmittelbaren Kontakt mit den Menschen außerhalb seiner Klostersgemeinschaft, um mehr mit Gott über die Menschen zu reden als mit den Menschen über Gott, der muß diesen Verzicht täglich und stündlich neu realisieren in der Bindung an *seinen* Weg der Liebe, um auf diese Weise für Gott da zu sein. Das ist ein bedeutsamer Unterschied zwischen den jeweiligen Berufungen, der durch Regel und Konstitutionen fixiert ist. Aber vielleicht muß man doch sagen, daß heute unter dem Druck der Zeit sich die Akzente auf beiden Seiten verschieben, daß eine Annäherung erfolgt insofern, als die mehr tätigen Orden in allem apostolischen Engagement auf ihr Gottgeweihtsein und also ihr Anderssein gegenüber den Laien gestoßen werden, daß umgekehrt aber bei den Klausurorden diese unwillkürliche Apostolizität zum Zuge kommt, die keineswegs im Widerspruch steht zu echter Kontemplation, sondern sie im Gegenteil anfüllt mit dem lebendigen Hauch und Atem der Bruderliebe Christi.

Jedenfalls möchte ich sagen, daß bei den klausurierten Orden diese spontane Apostolizität charakteristisch ist für die Nachkriegsgeneration. Früher ist man ins Kloster gegangen, um persönlich Gott zu gehören. Fern von den Menschen suchte man den Herrn und in ihm den eigenen Seelenfrieden. Äußerlich gesehen waren die Abtötungen härter, die Gebetszeiten länger, waren die materiellen Ansprüche noch bescheidener und die Armut selbstverständlicher, war der Gehorsam fragloser und die Frömmigkeit unproblematischer, war die Demut offenkundiger und die Einsamkeit krasser. Aber: Konnte man sich mit dieser Weltabkehr nicht von Herzen zufriedengeben? Durfte man in ihr nicht den vollgültigen, ja den vollkommeneren Beitrag zum Heildienst der ganzen Kirche sehen? Heute ist das in einer fundamentalen Weise in Frage gestellt. Die Welt läßt uns auch im klausurierten Kloster keine Ruhe mehr: nicht ihre echten Werte und nicht die Sorge um sie. Wir wissen zu viel von dem, was sich um uns tut. Vor allem hat es sich uns „draußen“ zu konkret ins Herz gegraben, als daß wir alles das vergessen könnten. Hinzu kommt, daß es im Zeitalter der Massenmedien überall durchsickert. Es gibt keine hermetischen Wände mehr, hinter denen man ein geistliches Inseldasein leben könnte. Man kann nicht mehr für sich sein in dieser immer kleiner werdenden Welt, in der wir alle auf Biegen und Brechen zusammengehören. Und man kann es noch weniger im Mystischen Leib Christi, für den seit je innerstes Lebensgesetz ist, was in der Welt heute einen jeden unerbittlich einfordert. Darum tut die Kirche gewiß recht, wenn sie alle in Dienst nehmen will, den Laien in der Welt wie die Ordensfrau, auch die Nonne in strenger Klausur. „Keiner ist eine Insel“, am wenigsten in der Kirche Christi, der (nach Pius XII.) nichts ferner liegt als „Isolation, Eigenbrötelei und alle Formen von Gruppenegoismen, die eine christliche Gemeinschaft, ganz gleich welche, dazu bringen, nur für sich zu leben“.

Solcher Gettogeist kann natürlich auch in einer vorwiegend tätigen Ordensgemeinschaft gedeihen. Erzbischof Garonne von Toulouse wußte, weshalb er an die Klosterfrauen seiner Diözese schrieb: „Wenn ein Orden sein kleines Leben abseits vom Ganzen lebt, ohne Verbindung mit dem allgemeinen Wohl, den gegenwärtigen Sorgen und Tätigkeiten der Kirche, dann werden die Berufungen an ihm vorübergehen, und das wird gut sein“<sup>3)</sup>.

Das ist wahr. Und der junge Novize reagiert im Grunde nicht verkehrt, wenn er in diesem Punkt sehr empfindlich ist, fast allergisch. Oft hat er mitten in der kirchlichen Arbeit gestanden. Nun kommt er ins Kloster mit dieser Vorstellung eines bewußt kirchlich orientierten Christseins. Er erwartet, es dort in letzter Konsequenz verwirklicht zu finden, um es selber zu verwirklichen. Er will tun, was Katharina von Siena beim Sterben aussprach, sicherlich ohne Pathos in dieser letzten Stunde: „Nimm mein Blut für deine Braut, die Kirche“.

Hier entzündet sich, wenn ich es recht sehe, häufig das vielgenannte Generationenproblem; hier liegt wohl die Kernfrage des Ordenslebens heute. Gerade auf Grund der evangelischen Räte, die ja ein Teil der Verkündigung Jesu sind, bedeutet der Ruf zum Ordensleben in jeder seiner Formen vom Wesen her *apostolische* Einfeldung. Aber: Ergeht solche Einfeldung an den Laien etwa nicht? Was also berechtigt im letzten dazu, den Ordensstand vom Weltstand abzuheben? Ein Reservat, ängstlich festgehalten, „une excuse mystique“ (Kard. Suenens), die als frommer Vorwand die Klöster am Leben der heutigen Welt und Kirche vorbeileben läßt? Oder aber ein eigenständiger und unvertauschbarer Dienst, der heute und besonders heute nur von den Weltentsagenden getan werden kann und unserer Kirche unentbehrlich ist?

Wie es sich damit verhält, das muß dem Anfänger im Kloster gezeigt werden. Es muß aber auch dem Christen in der Welt gezeigt werden, damit er nicht irre wird an dem, was am Ordensleben nicht von gestern ist, sondern urchristlich und also zeitlos gültig.

Auf welche Weise das Konzil und der Heilige Vater persönlich in diese fundamentale Frage Klarheit bringen, das brauche ich hier gewiß nicht im einzelnen darzulegen. Sie werden mit Ihren Schwestern wohl selbst schon das eine oder andere der Dokumente und Schemata durchgearbeitet haben und dabei auf die durchweg positive Wertung der Orden gestoßen sein. Ich darf vielleicht aber erinnern an das, was Paul VI. am 23. Mai 1964 den Vertretern aller Generalkapitel in Rom zum Thema gesagt hat. Gerade bei der so berechtigten Aufwertung des Laienstandes, meinte der Papst, „muß immerhin vermieden werden, daß der wahre und echte Begriff des Ordenslebens in seinen traditionellen Formen je verdunkelt wer-

<sup>3)</sup> Zit. in: L.-J. Suenens, Krise und Erneuerung der Frauenorden, Salzburg 1962, S. 106 f.

de und daß die jungen Menschen im Augenblick der Wahl eines Lebensstandes dadurch in gewisser Weise behindert werden, die spezifische Funktion und den bleibenden Wert des Ordensstandes in der Kirche ganz klar zu erfassen“ 4).

Worin denn sieht der Papst, worin zeigt das Konzil diesen bleibenden Wert, diese spezifische Funktion des Ordensstandes in der Kirche? Kurz gesagt, in zwei Punkten: Einmal darin, daß der Rätetestand ein Charisma ist, „das die Kirche von ihrem Herrn empfangen hat und in seiner Gnade immer bewahrt“ 5); zum anderen darin, daß „heute wie nie (ich zitiere wieder Paul VI.) die Kirche das soziale und öffentliche Zeugnis nötig“ hat, das vom Ordensstand dargeboten wird, um „gegenüber der Weltaufgabe des Laienstandes handgreiflich zu zeigen und zu bezeugen, daß Christi Reich nicht von dieser Welt ist“ 6).

*Charismatischer Charakter und eschatologische Zeichenhaftigkeit*, das sind demnach die beiden Wesenszüge, die den Ordensstand für immer der Kirche unentbehrlich machen. Das eine wie das andere verdichtet sich in gesellschaftlicher Konkretheit, wie sie durch „die Ablegung der im Evangelium empfohlenen Gelübde“ 7) garantiert und je neu ausgeprägt wird, um „das soziale und öffentliche Zeugnis“ darzubieten, dessen die Kirche nach Paul VI. heute wie nie bedarf. Charismatischer Charakter und eschatologische Zeichenhaftigkeit stellen also die Orden wesenhaft in den Dienst der Kirche. Sie besagen gerade nicht private Bevorzugung, sondern Dienst-Gnade, nicht Absonderung, sondern Aussonderung. Und wir verstehen diese Aussonderung speziell heute als Einforderung in den Aufbruch einer Kirche, die sich unterwegs weiß zum Letzten hin in der brüderlichen Gemeinschaft aller Glaubenden. Das bedeutet für die Orden (und für sie vielleicht zuerst) Abbau aller Privilegien, Öffnung in die Weite eines Glaubensgehorsams, der verfügbar ist für den Herrn. *Er* ist es ja, der in dieser Kirche von heute anwesend ist; er kommt auf uns zu in all dem Neuen, niemand anderer als er mutet es seiner Kirche zu, genau in dem Maße, als er sich ihr schenkt! *S e i n e* österlich junge Dynamis sollen die aktiven wie die kontemplativen Orden im gemeinsamen Dienst ihrer Zeichenhaftigkeit bezeugen. Dazu und nur dazu sind sie auch heute unentbehrlich. Aber unentbehrlich wiederum nicht im Sinne eines betonten Sichabhebens von denen, die „nur“ Laien sind. Ein gegenseitiges Sich-Ausspielen von Welt- und Klosterstand können wir uns heute ebenso wenig leisten wie ein Prestigegefecht zwischen den mehr tätigen und den mehr beschaulichen Ordensgemeinschaften. Wir brauchen einander! Dienende Ergänzung tut not, echter Dialog in der Weite der Liebe, Einsatz des je Eigenen, irreduzibel

4) Vgl. ORDENSKORRESPONDENZ 6, 1965, 25

5) Dogmatische Konstitution über die Kirche, Kap. VI, Nr. 43.

6) Vgl. ORDENSKORRESPONDENZ 6, 1965, 25

7) Ebd.

Eigenen, zur Auferbauung des einen Leibes, der einen Kirche — darum geht es heute.

Daher sollen die Orden in ihrem Wesen bleiben, was sie sind. Es muß sie in der Kirche, für die Kirche geben als die Gott-Geweihten. Das haben die Laien zu wissen. Doch die Orden ihrerseits haben zu wissen, daß sie nur sein können, was sie sein sollen, wenn sie sich wandeln lassen in dem, was an ihnen zeitlich und menschlich begrenzt ist. Wenn sie sich aufbrechen lassen von dem pfingstlichen Aufbruch, von dem geheimnisvollen Drängen dessen, der kommt und geht, und niemand weiß, woher und wohin. Orden, die im geistgewirkten Aufbruch der Kirche von heute zu ihrem Wesen finden, zu ihrem Charisma, von ihnen gilt dann auch das Wort: „Die Kirche wird in jeder Epoche so lebendig sein, als in ihr die aktiven und kontemplativen Orden lebendig sind“ (U. v. Balthasar).

## II. FRAU-SEIN IN DIESER WELT UND KIRCHE

Mit unseren Bemerkungen zum Ordensleben ist jedoch erst zur Hälfte ausgesprochen, was hier gesagt werden muß. Die andere Hälfte ist, daß man Ordensfrau nicht sein kann, ohne *Frau* zu sein, und zwar Frau in dieser geschichtlichen Stunde der Kirche.

Was aber heißt das: Frau sein in dieser Welt und Kirche?

Sie werden es mir nachfühlen, daß ich darüber nur mit einer gewissen Scheu sprechen kann. Es wird so unendlich viel über die Frau heute geredet. Man ist es nachgerade fast leid. Und dabei ist es dem Wesen der Frau so zuwider! Die Frau gehört in den Raum des Unberedeten. Immer noch hat Ruth Schaumann recht, wenn sie sagt: „Wahre Frauen sind still und verlangen die Stille . . . Zeig mir doch die Frau, die über das, was sie angeht, schreibt. — Ginge es sie an, so schwiege sie, denn Schweigen heißt hier Leben, Reden Tod. — Immer ist das Geheimnis das Fruchtbare, das Offenbare aber ist das Ende“.

Es kann mir nicht darum gehen, in keiner Weise, das „Geheimnis“ der Frau ins Offenbar-Öffentliche zu zerren oder auch nur daran zu rühren. Es geht mir einzig und allein darum, ein wenig mitzuhelfen, daß diesem Unsäglichen ein Raum zum Atmen und Leben bleibt. Nur so kann ja die Frau, auch die Ordensfrau, geben, was sie zu geben hat — heute wie zu allen Zeiten.

Denn, um dies von vornherein klarzustellen: Es scheint mir nicht wahr zu sein, daß man heute etwa nicht mehr „Frau“ sein kann. Es *muß* möglich sein, wenn anders Gott diese unsere Zeit will. Wie die ganze Schöpfung muß auch die Frau heute so sein können, wie Gott sie geschaffen hat: anders als der Mann, doch in gleicher, weil gottebenbildlicher Würde.

Jedoch: Wenn es auch nicht wahr ist, daß man heute nicht mehr „Frau“ sein kann, so ist es doch wahr, daß unsere Zeit dem eigentlich Frauli-

chen nicht günstig ist. Worin besteht denn dieses eigentlich Frauliche? Man sagt heute vielfach: in der Mütterlichkeit. Aber selbst wenn man in das Wort alle Bereiche einbegreift, alle Schichten des Menschenwesens bis hinauf zur heiligen Mütterlichkeit, so möchte ich doch glauben, daß das nicht ausreicht. Vielleicht darf ich es einmal ganz simpel sagen, worin ich das eigentlich Frauliche sehen möchte (ohne es zu theoretisch vom „Männlichen“ abgrenzen zu wollen; erst im lebensvollen Miteinander wird sich das je Eigene überhaupt erkennbar darstellen): Die Frau scheint mir nicht nur im Geistig-Religiösen, sondern auch auf Grund ihrer leib-seelischen Struktur mehr das schlechthin offene Wesen zu sein. Offen gewiß im Geben, in lebenspendender Mütterlichkeit. Offen aber zuvor noch im Empfangen. Die Mutter, heißt das, kann nicht sein ohne die Braut.

Ich weiß, das Wort „Braut“ ist vielen heute nicht mehr gut erträglich. Junge Menschen schalten dabei ab, speziell wenn man es von Ordensfrauen gebraucht. So wollen sie keinesfalls „Braut“ sein, mit diesem süßlichen, pseudomystischen, affektiven Unterton, den vergangene Jahrhunderte und allzu „private“ Frömmigkeitsformen dem Wort (wenigstens für ihre Ohren) gegeben haben. Aber „Braut“ ist ja auch ein echt biblischer Begriff. „Braut“ ist zudem eine „personalistisch-partnerschaftliche Aussage“ (Egenter) ersten Ranges. „Braut“ bezeichnet schließlich die wunderbare Würde der Kreatur im Angesicht eines Schöpfers, der sie liebt bis zur Hingabe am Kreuz<sup>9</sup>). Es wäre meines Erachtens eine wichtige, eine religiöse, ja eine eminent kirchliche Aufgabe, das Wort „Braut“ mit diesen ursprünglichen Sinngehalten wieder neu zu füllen.

Die Frau ist jedenfalls nicht weniger durch das Mütterliche als durch das Bräutliche gekennzeichnet. Beides macht sie zu dem schlechthin offenen Wesen, dem, wie gesagt, unsere Zeit nicht günstig ist. Wer in der Sturmflut der Eindrücke, Reize, Bilder und Anforderungen etwa einer modernen Großstadt einfach nur „offen“ sein wollte, ohne Schutz und Filter, der käme sehr schnell „unter die Räder“. Ich meine das durchaus nicht in einem bloß moralischen Sinn (es steht ja doch dahin, ob die Anfechtungen auf moralischem Gebiet heute wirklich größer sind als früher). „Unter die Räder“ käme man vielmehr in dem Sinn, daß man einfach erdrückt würde. Man verlöre sein „Gesicht“, seine innere Struktur. Selbstverständlich hat sich auch der Mann mit diesem menschenmörderischen Zeitklima auseinanderzusetzen. Auch der Mann ist ja ein Wesen, das „offen“ sein muß, um überhaupt Mensch zu sein. Wir wissen es vom Künstler, vom Erfinder, wir wissen es zumal vom Beter, wie auch der Mann des Rezeptiven nicht entbehren kann. Empfänglich zu sein ist ja die Haltung des Geschöpfes vor Gott. Umgekehrt hat die Frau im mitmenschlichen und welthaften Gegenüber durchaus am Produktiven teil; die Zeit ist vorbei, in der man die-

---

<sup>9</sup> Vgl. hierzu und auch zum Folgenden unseren Beitrag: Die Aufgabe der Frau in der Liturgie (Anima 1964, 4, bes. S. 308 ff.).

se Kategorien allzu schematisch trennend auf die beiden Geschlechter angewandt. Aber es bleibt doch wahr, daß die Frau von Natur aus schutzloser ist. Wider den spontanen Zug ihres Herzens muß sie sich distanzieren, wenn sie überleben will. Sie muß unterscheiden, kritisch sondieren, sie darf nicht einfach, wie sie das gern möchte, vertrauend aufnehmen, sie muß prüfen, sich einen eigenen Standort erringen. Das gibt ihr zweifellos Profil. Das kann ihre Persönlichkeit wesentlich entfalten, kann sie reifer, größer machen. Es kann sie aber auch hineinpressen in eine Härte und Kühle, die das Herz tötet und ihr warmes Leben gefrieren macht. Dann wird ihr Gesicht maskenhaft, unpersönlich, ihre Hand verschließt sich, man fühlt sich nicht mehr wohl bei ihr.

Hinzu kommt die Brutalität des Existenzkampfes, in den die Frau heute vielfach erbarmungslos gestoßen wird. Sie *muß* ja arbeiten, wenn sie keine Eltern oder keinen Mann hat oder wenn sie mitsorgen muß für eine allzu zahlreiche Familie mit kranken und alternden Angehörigen. Auch die Gesellschaft, auch der Staat fordert sie unerbittlich ein. Der Aufgaben sind zu viele, als daß sie der Mann allein bewältigen könnte. Daß die Frau dann um den *ihr* zustehenden Platz kämpft, daß sie sich behauptet, daß sie nicht nur als Gehilfin, sondern als Kollegin, manchmal auch als Rivalin des Mannes sich durchzusetzen sucht, ist verständlich. Vielleicht soll man es nicht einmal bedauern. Nur: Diese Frau, die oft genauso viel und ebenso Gutes leistet wie der Mann, sie kann sich nicht einfach mehr unterordnen. Sie steht neben dem Mann, bei entsprechenden persönlichen Qualitäten sogar über ihm.

Dadurch aber drohen nun überall die Maße sich zu verschieben: auch in der Ehe, auch im kirchlichen Leben. Bewußt oder unbewußt überträgt man die soziologischen Strukturwandlungen auf Gebiete, wo die Frau nicht als gleichwertige Arbeitspotenz gilt, sondern wo sie ihr ureigenes Wesen hat und behält, ihre zeitlose Würde als die andere Hälfte des gottgeschaffenen Wesens „Mensch“. Weder in der Ehe noch in der Kirche geht es doch um bloße Funktion oder Organisation! Das menschlich Überblickbare und Manipulierbare, das technisch Gekonnte, hier findet es seine Grenze, hier im nicht Zugänglichen und nicht Handhabbaren: in dem magnum mysterium, von dem Paulus sagt, es sei „groß“ in der Ehe, „aber im Hinblick auf die Ekklesia“ (Eph 5, 32).

Bei aller grundsätzlichen und notwendigen Aufgeschlossenheit für das umwandelnde Heute Gottes müßte im geheiligten Raum der Kirche wie der Ehe das Un-wandelbare der Frau seine Heimat behalten. Nur dann, will mir scheinen, wäre der riesigen Gefahr wirksam zu steuern, die der Russe Evdokimov „Nivellierungsabsicht“ nennt und als „äußersten Kampf gegen Gott“ bezeichnet<sup>9)</sup>. Evdokimov hat es erlebt im bolschewistischen Marxismus seiner russischen Heimat; er erlebt es vielleicht nicht weniger

<sup>9)</sup> P. Evdokimov, Die Frau und das Heil der Welt, München 1960, S. 294.

gefährlich im Gottlosetum unseres westlichen Materialismus, was das heißt: Frau und Mann nivellieren und damit den zwischengeschlechtlichen Dialog zum Verstummen bringen, ohne den es nicht nur kein echtes Frauentum mehr gibt, sondern überhaupt das endet, was wir eine „menschliche Welt“ nennen.

Unsere Frage ist nun: Sieht man das in der kirchlichen Praxis immer so klar? Tut da die Frau *den* Dienst, der ihr nicht bloß aus der Not des Augenblicks zufällt, sondern der ihr nach Gottes Plan und nach ihrer Wesensart zugeordnet ist? Man betont die Dringlichkeit ihres Einsatzes, gewiß. Man betont auch dessen theologische Berechtigung. Mit allen Laien ist auch die Frau heute gemeint und wird sie gebraucht. Grundsätzlich ist man bereit, ihr — wenn auch nicht immer ohne Zögern — in der Seelsorge, im Religionsunterricht, in der liturgischen Schulung und gottesdienstlichen Bereitung, im karitativen Apostolat, in der Missionsarbeit, im theologischen Fachstudium, neuestens sogar bei der Ausbildung des Priesternachwuchses eine Rolle zuzugestehen, die nicht mehr als „subalterner Hilfsdienst“ (K. Rahner), sondern als vollwertiger kirchlicher Dienst gelten kann. Da hat sich ohne Zweifel vieles getan. Und sicher darf man im Gefolge des Konzils noch einiges erhoffen — etwa in Richtung auf einen weiblichen Diakonat hin. Was aber vor allem nottut, das scheint mir gar nicht zuerst die registrierbare Leistung, der faktische Einsatz von Frauen im Dienst der Kirche; das scheint mir ihr Einsatz *als Frau*. Kirchlicher Dienst ist ja nicht Betrieb. Er ist auch nicht bloße Organisation. Er ist Diakonie, das heißt: ein Dienen im Raum des Heiligen. Und im Raum des Heiligen hat über aller menschlichen Anordnung die Ordnung *Gottes* Gültigkeit. In Gottes Ordnung aber ist die Frau anders als der Mann. Sie ist nicht geringer, sie ist aber anders. Wenn diese Einsicht so ohne weiteres lebendig wäre, weshalb dann die überspitzten Forderungen von seiten der Frauenwelt, Forderungen nach Ämtern, Funktionen oder auch Weihen, die der Frau eben nicht zustehen? Und: weshalb auf der anderen Seite immer wieder die Unsicherheit, die fast ängstlichen Rückzieher von seiten der Männer, auch von Männern der Kirche, durch die dann so manche echte Initiative entmutigt wird und fruchtbares frauliches Apostolat nicht zur Auswirkung kommt? Man fragt sich unwillkürlich, ob in dieser relativ großen Beunruhigung auf beiden Seiten sich nicht eine tiefere Ratlosigkeit widerspiegelt: Die Ratlosigkeit all derer, die erkennen müssen, daß die Frau heute nicht mehr im Rahmen jenes idealen Archetypus lebt, den (nach Kard. Suenens) die Männer erfunden haben — und die andererseits doch nicht recht wissen, wie man diese erwachende Frauenwelt nun eigentlich ansprechen soll, wie man sie auffangen soll für den Dienst in der Kirche. Hinzu kommt gewiß auch die Ratlosigkeit der Frauen selbst, deren „Selbstverständnis so gründlich aus den Fugen geraten ist“ (M. Dirks). Auch die christliche Frau hat weitgehend keine Leitbilder mehr, an die

sie sich halten kann. Die überkommenen sind außer Kurs gesetzt: wer gibt ihr neue, weisende, gültige, überzeugende?

Hier *müßte* meines Erachtens die Ordensfrau zu Hilfe kommen *können*. Sie lebt im Raum des Heiligen, Christus und der Kirche übereignet; sie *müßte* doch eigentlich *die* Frau sein, die im Wandel das Unwandelbare, das Immer-Gültige bewahrt hat, die es leitbildhaft sichtbar machen sollte. Sie, die ungeteilt dem Herrn zugewandt ist und darin schlechthin „offen“ sein darf, sie müßte *das* frauliche Antlitz tragen, so wie Gott es meint: leuchtend von ihm, dem Lebendigen, und weiterleuchtend für das Leben der Welt — Braut und Mutter.

Warum aber ist in Wirklichkeit das Frauentum der Ordensfrau so wenig hilfreich für die moderne Frau? Warum wird es praktisch nicht mehr als Vorbild oder gar als Leitbild akzeptiert? Warum bedeutet sogar im kirchlichen Dienst die Nicht-Nonne oft die bessere Stütze, die wirksamere Kraft?

Liegt das *nur* an dem ungünstigen „Klima“ einer überbetriebsamen Zeit, die dem Heiligen abhold ist, von der auch die kirchliche Mentalität weitgehend angesteckt ist? Oder aber: Versäumen wir Ordensfrauen, tätige wie beschauliche, doch irgendwie diese unsere Stunde? Sind wir nicht wach genug für Gottes Stimme in der Stimme dieser Zeit? Sind wir zu wenig Frauen von heute? Verschanzen wir uns hinter Bastionen, die wirklich geschleift werden müssen; verweigern wir uns dem gottgewollten Aufbruch der Kirche von heute?

Das sind recht ernste Fragen. Bevor wir aber versuchen, im folgenden III. Teil etwas zu ihrer Beantwortung beizutragen, soll zuvor eines noch ausgesprochen sein. Es war wohl genug die Rede von der wesenhaft apostolischen, wenn auch nicht aktivistischen Kirchlichkeit der Orden, daß nun auch dies gesagt werden darf: Der Ordensstand ist *sui generis*. Er ist kein Zwischending zwischen Klerus und Laientum; er hat seine eigenen Gesetze. So muß auch die Ordensfrau *sui generis* sein und bleiben. Sie muß schvesterlich der Frau im Weltstand zugewandt sein und bleibt dabei doch um eine ganze Dimension anders. Ihr Charisma ist das der Frau: sie ist Braut und Mutter. Sie ist aber auch Virgo. Das reißt gewiß keinen unüberbrückbaren Graben auf zwischen der Frau im Orden und der Frau in der Welt. Es bedeutet aber doch einen nicht unwichtigen Unterschied. Auch die Frau im Weltstand kann Virgo sein; sie ist es jedoch nicht in unmittelbarer spezifisch christlicher Sichtbarkeit. Die Ordensfrau hingegen ist dazu *bestellt*. Sie ist als einzelne wie in der Gemeinschaft ihres Klosters und Ordens von Standes wegen dazu bestellt, die *Virginitas zeichenhaft* darzuleben. Das ist der Grund, weshalb man sie nicht einfach als „Frau unserer Zeit“ registrieren oder anfordern kann. Und man kann ihr jedenfalls nicht schlichtweg zum Vorwurf machen, sie gebe nicht jenes Leitbild ab, das die moderne Frau sucht und braucht. Dabei sehen wir völlig ab von der noch

ganz anderen Frage, die man ja auch stellen kann: Ob man ihr nämlich überhaupt hinreichend geholfen hat, Frau zu sein, indem man ihr Frau-Sein wirklich ernstgenommen hat — phänomenologisch, theologisch, lebensmäßig, in christlich bejahender Ehrfurcht?

Jedenfalls möchten wir glauben, man müsse die Jungfräulichkeit in ihrem ganzen Gewicht und Wert einbeziehen in das Wesensbild der Ordensfrau. Nur so, denke ich, sieht man es richtig, wird man ihm gerecht.

### III. DIE ORDENSFRAU IM HEUTE GOTTES

Es besteht kein Zweifel darüber, daß wir Ordensfrauen in der Kirche von heute einen Dienst zu tun haben. Zweifeln könnte man aber daran, ob in all den Einforderungen, die an die apostolisch tätigen wie an die klausurierten Orden ergehen, tatsächlich der eigentliche, der authentische Dienst der Ordensfrau in Anspruch genommen wird, ob sie also immer folgen soll und darf. Wir müssen uns fragen, welche Einstellung die Ordensfrau den vielen Engagements dieser Zeit gegenüber haben soll; wie weit sie gehen darf, ohne Wesentliches preiszugeben; wie weit sie andererseits zurückhalten darf, ohne einen echten Anruf Gottes zu versäumen; woher ihr das Maß für das eine wie für das andere kommt. Wie klärt sich also ihr authentischer Dienst heraus, wie die Möglichkeiten, aber auch die Grenzen, diesen Dienst zu tun, speziell im Gegenüber und Austausch mit der Frau in der Welt?

Kardinal Suenens hat in seinem bekannten Buch „Krise und Erneuerung der Frauenorden“<sup>10)</sup> gezeigt, wie sehr man die Ordensfrau heute braucht. Er hat klar gemacht, was das an Wertschätzung, aber auch an Forderung bedeutet. Er hat für die mehr tätigen Orden Wege gewiesen, wie sie als Frauen unserer Zeit in der Kirche von heute präsent, anerkannt und wirksam sein können, wie sie ihre Berufung verwirklichen sollen, indem sie die Qualitäten dieser Zeit sich erwerben und assimilieren. Ich hoffe sehr, daß durch unsere bisherigen Ausführungen deutlich geworden ist, wie grundsätzlich wir dieses Anliegen bejahen und wie wir es mit den entsprechenden Modifizierungen auch für die klausurierten Frauenorden anerkennen. Und dies nicht etwa aus bloß äußerlichen Erwägungen: etwa um Berufe anzulocken oder um mehr Einfluß zu gewinnen auf das kirchliche Leben. Nein, es geht um das Aggiornamento der ganzen Kirche, das wir Ordensfrauen übernehmen und für uns annehmen müssen, wenn und weil wir aus besonderer Gnade Zeichen sein wollen für das Letzte, das nahe bevorstehende Reich. Gerade der charismatische und eschatologische Charakter unseres Standes bindet uns unlöslich an den, der die Kirche gegenwärtig in einem Aufbruch ohnegleichen zur Welt, aber auch zu Gott hintreibt. Wenn wir uns von diesem Pneuma führen und treiben lassen, wenn wir also dem innersten Lebensimpuls der Kirche gehorsam und so

<sup>10)</sup> Vgl. Anm. 3.

in Wahrheit Ordensfrauen sein wollen, dann müssen wir aller Rückständigkeit den Kampf ansagen und in dieser unserer Zeit unsere Gestalt ausprägen suchen, wie Gott sie will.

Jedoch: Hier tut Unterscheidung not! Nicht alles, was rückständig *scheint*, ist museumsreif. Nicht alles, was dem Zug der Zeit widerspricht, steht auch in Widerspruch zu Gottes Zug und Willen. Die Tendenz, allen alles möglichst mundgerecht zu machen, ist nicht die Tendenz des Evangeliums und des Kreuzes Christi.

172  
Gewiß gibt es eine *excuse mystique*, die sich hinter frommen Fassaden dem Heute Gottes versagt. Da hält man an Paragraphen und Klauseln fest, die längst überholt sind, die unnötige Barrikaden auftürmen und im Grunde nur das beruhigende Gefühl schützen, daß man eben doch zum „edleren Teil der Herde Christi“ gehört. Da verweigert man sich den gewaltigen Auseinandersetzungen dieser Konzilsstunde etwa mit dem Hinweis auf die Zerstreung, die Funk, Presse und Fernsehen mit sich bringen können. Da unterwirft man sich der Autorität in einem Gehorsam, der in Wirklichkeit Verantwortung scheut und eigene Gewissensnot flieht, der infantile Unreife verwechselt mit fraulicher Unterordnung und den Mangel an Initiative mit der echten Demut einer vollentfalteten Persönlichkeit. Da beschränkt man sich auf die „rein übernatürliche“ Liebe und merkt gar nicht, wie man statt der Mütterlichkeit einer weltumfassenden und weltweiten Seele nichts als ein kümmerliches Ich im ängstlich verriegelten Inneren hegt und pflegt. Wir alle kennen solche Typen. Wir wissen auch um die oft gar nicht so weit abliegende Möglichkeit, selbst ein solcher „Typ“ zu werden. Ich glaube, jede Ordensfrau wird mehr als einmal in ihrem Leben der Versuchung zu begegnen haben, daß sie lieber die Augen schließen möchte vor Gottes Forderungen in Zeit und Kirche, um dem eigenen, oft brennenden Hunger nach Gott nachgeben zu können. Es ist die Versuchung, unter Berufung auf Gott sich den Menschen zu entziehen. Die Versuchung, dem Kreuz der auf die andern hingepannten Liebe zu entkommen unter dem Vorwand der größeren Liebe, die in Wirklichkeit aber doch oft nur das eigene Ich meint. Es ist die Versuchung gerade der frommen Frau, die zurückscheut vor einer harten und verwirrenden Realität, in der sie ihren Stand verlieren könnte, in der ihr Friede fragwürdig, ihre Ordnung in Scherben gehen könnte. Und die Frau liebt den Frieden, sie liebt auch die Ordnung und den festen, unangefochtenen Stand. Sie liebt das ruhig Gewachsene und lang Bewährte, sie liebt die Tradition und hütet sie gern. Sie liebt nicht den Kampf. Sie liebt es, geliebt zu werden.

Aber es gibt auch die echte *excuse mystique*.

Das ist die Entschuldigung der Maria von Bethanien. Der Herr selbst entschuldigt sie. Er will sie so, wie sie ist: lauschend zu seinen Füßen, da für ihn. Sie hat damit das Einzig-Notwendige erwählt, das Beste, das ihr nicht

genommen werden wird. „Diese Rede (Jesu)“, sagt Urs von Balthasar, „ist nicht zeitbedingt. Sie gibt denen für die ganze Weltzeit recht, die für Jesus, für sein Wort, für sein Sein ausschließlich leben und zur Verfügung stehen wollen ... Der große Verzicht, der in der Wahl und im Durchhalten eines solchen Lebens liegt, gehört, wenn er aus reiner Liebe zu Gott geschieht, zum Fruchtbarsten, was die Glaubenswelt enthält“ <sup>11)</sup>.

Fügen wir hinzu: Er gehört auch zum Wirksamsten, was man zumal als Frau für die Kirche und in ihr heute tun kann. Denn: Ob die Welt diese Lebensform auch immer gering schätzen wird, ob selbst in der Kirche unter dem Andrang der oft nicht mehr zu bewältigenden seelsorglichen und karitativen Bedürfnisse die Entschuldigung der Maria praktisch nicht angenommen wird — ihr Verweilen im Lauschen auf das WORT, unter seinem An-Spruch, ist und bleibt der innerste Kern allen Dienstes in Gottes Kirche und Reich. „Gegen allen Aktivismus der heutigen Welt und Christenheit“, fährt daher Balthasar fort, „ist unbedingt festzuhalten — und dies gehört zu den Wesensstücken der Kirche —, daß dem Herrn für die Zwecke seiner erlösenden Vorsehung nichts willkommener, nichts verwendbarer sein kann als jene reine Hingabe, die auf alle Berechnung und Sicht eigener Früchte verzichtet und, ganz auf ihn schauend, ihm lauschend, ihm gefügig harrend an ihm allein genug hat“ <sup>12)</sup>.

Sie werden mir hoffentlich glauben, daß es mir sehr fern liegt, nun oberflächlich einen Trennungsstrich zu ziehen zwischen aktiven und kontemplativen Orden: hie Martha, hie Maria! Zwar hat die Exegese in den vergangenen Jahrhunderten das ihre dazu getan, die beiden Dienst-Typen zu pressen und gegeneinander auszuspielen. Aber, wie wir eingangs schon sagten, gibt es in Wirklichkeit und nach gesunden christlichen Maßstäben weder den einen noch den anderen Typ in Ausschließlichkeit. Immer werden in der christlichen Praxis und also auch im Leben der Ordensfrau die Werke der Liebe aus echter Beschauung hervorgehen müssen und wird umgekehrt der Dienst am Bruder, an der Schwester oder wenigstens die Bereitschaft dazu das Herz überhaupt erst der Beschauung fähig machen. Gerade in der Notwendigkeit solcher Mischung des aktiven und kontemplativen Elements, die jeweils nur eine Variante des Ur-Christlichen, nämlich der *einen* Liebe zu Gott und Mensch, bedeuten kann, läßt sich wohl das zutiefst Gemeinsame unserer vielen Ordensstypen packen. Und doch: Der innerste Kern muß in jeder Art von Räteleben der „große Verzicht“ der Maria von Bethanien sein. Ohne ihn würde das Leben der Krankenschwester, der klösterlichen Erzieherin, der Ordensfrau in jeder Art von Außenapostolat genau so seinen eigentlichen Sinn verlieren wie das der klausurierten Nonne. Oder, positiver gesagt: Wenn es nicht auf das Einzig-Notwendige ankäme, auf das unmittelbar zuletzt nicht für Menschen,

<sup>11)</sup> A.a.O., S. 40.

<sup>12)</sup> A.a.O., S. 41.

sondern für den Herrn verfügbare Herz — wozu dann den Schleier nehmen? Wozu dann sich unwiderruflich binden durch Gelübde in facie Ecclesiae, wozu ein Gemeinschaftsleben unter Regel und Obrigkeit, wozu ein Ordenskleid und diese ganze Existenz „nach anderem Maß“? Nein: Auch der Sinn der tätigen Orden und Genossenschaften steht und fällt mit dem grundsätzlichen „Gott allein genügt“, wie es sichtbar wird in der Frau von Bethanien bei Luk 10,39 ff.

(Es könnte sein — wir haben es bereits angedeutet —, daß gerade die schier auswegslose Not, in der viele unserer Genossenschaften heute stehen, sie auf dieses „Gott allein genügt“ stoßen soll. Daß also das Eigentliche, das sie der Kirche heute geben sollen, das Zeichen, zu dem auch sie bestellt sind, gerade in der Geduld erstet, mit der die Ausweglosigkeit durchgehalten wird, in einem Glauben, der nichts mehr weiß als: Gott will es so. Gott will, daß ihm Menschen verfügbar sind, die „auf alle Berechnung und Sicht eigener Früchte“ verzichten und, ganz auf ihn schauend, wider alle realen Aussichten an ihrem charismatischen Auftrag festhalten, Zeichen für das Einzig-Notwendige und Letzte zu sein: für das *im Kreuz* erscheinende Heil und Reich.)

Freilich scheint uns die *Ausprägung* des Zeichens, als das jede Ordensfrau für die ganze Kirche ausgesondert und aufgestellt ist, vom Wesen der Sache her *eindeutiger* möglich in einer Lebensform, die primär nicht einem apostolischen Tun und Zweck zugeordnet ist, sondern bis in die konkreten Strukturen und Einzelheiten hinein bestimmt ist vom bloßen Da-Sein einer Gemeinschaft vor und für Gott.

Das heißt praktisch und auf unser Thema bezogen:

Was die Ordensfrau als ihren authentischen Beitrag zum heutigen kirchlichen Leben zu bringen hat, das wird nicht schon *sichtbar* in ihrem Einsatz als Erzieherin, Katechetin, Pflegerin oder Missionsärztin. Dieser authentische Dienst *kann* durchaus geleistet werden in solchen Einsätzen, und er wird weiß Gott täglich dort getan in unermüdlicher, oft genug heroischer Geduld und Tapferkeit. Aber auch die Nicht-Ordensfrau kann erziehen, Religionsunterricht erteilen, Kranke pflegen und Aussätzige betreuen. Sie kann es unter Umständen sogar besser, weil sie oft unmittelbarer an die Menschen herankommt. Sie ist ja dazu berufen, speziell das „Weltliche“ christlich zu tun. Die Ordensfrau dagegen hat, *insofern* sie Ordensfrau ist, eine andere Berufung. Und diese andere Berufung klärt sich dort heraus, wo bloß menschliche Aktivität, auch die hilfreichste, nicht mehr gefragt ist, weil Gott an seinem eigensten Werk ist: dort also, wo man hingerufen wird, um dem Herrn nun nicht zu dienen, indem man sich weiter „um vieles kümmert“, sondern wo man unmittelbar verfügbar sein soll für das Einzig-Notwendige, und dies für die Länge, Breite und Tiefe einer vom Opus Dei in Griff genommenen Existenz.

Das scheint uns der spezielle Auftrag etwa eines Frauenklosters zu sein,

dessen Kommunität nicht nur allmorgendlich sich zur Eucharistiefeyer versammelt und nicht nur zu den gegebenen Zeiten das Offizium verrichtet, um dann die Altar- und Gebetsgemeinschaft Frucht bringen zu lassen in vielgestaltigem Apostolatswerk unter den Menschen, sondern die im heiligen Bezirk verharret, um als diese klösterliche Hausgemeinde Kirche im kleinen zu *sein*. Die Klausur ist, so gesehen, nicht bloßes Mittel der Trennung, sondern Kennzeichen tiefster Kommunikation, insofern sie den Ort dieser „Kirche“, die ja nur als Bild der ganzen Ekklesia lebt und dient, auch räumlich erkennbar macht. Was aber nun innerhalb dieses nicht nur geistig, sondern auch räumlich ausgesonderten, sakralen Bezirkes geschieht, steht in jedem Augenblick unter dem Hoheitsgesetz des Opus Dei, und dies so sehr, daß es letztlich gleichgültig ist, was im einzelnen konkret getan wird; ob man also in der Küche oder am Schreibtisch arbeitet, in der Werkstatt oder im Sprechzimmer oder wo immer sonst. Ganz bewußt wird in einer solchen Gemeinschaft das Tun des Menschen auch im Alltag als jenes Mit-Tun verstanden und (nach Kräften) vollzogen, das in der Liturgie unsere Rolle ist. Aus diesem Grund, möchten wir sagen, tritt hier wohl eindeutiger als im mehr fachlich spezialisierten Einsatz eines Schul- oder Krankenordens *in Erscheinung*, worauf es eigentlich ankommt beim Dienst der Ordensfrau, und zwar jeder Ordensfrau. Es klärt sich in der Weise eines Zeichens (das nicht zuerst Exempel ist, sondern Wesens-Darstellung!) für alle heraus, nicht was wir Ordensfrauen alles *tun* können bzw. sollen, sondern was wir alle aus Gottes großer Gnade *sind*: nämlich Frau im Nicht-Weltlichen, im Bereich des Heiligen.

*Was aber ist die Frau im Bereich des Heiligen?*

Sie ist *nicht* geweihter Priester. Wie die Entwicklung weitergehen wird, wissen wir zwar nicht. Fest steht jedoch, daß in zweitausend Jahren Kirchengeschichte noch niemals ernsthaft in Erwägung gezogen wurde, die Frau als hierarchischen Priester in den Dienst der Sakramenten- und Wortauspendung zu stellen <sup>13)</sup>. Sie soll etwas anderes. „Me oportet concipere et parere“, sagt die Ekklesia im Scivias-Kodex der heiligen Hildegard; „mir kommt das Empfangen und Gebären zu“. Nichts anderes soll die Frau im Raum des Heiligen. Sie soll Bild und innerstes Organ einer Kirche sein, die als Braut und Mutter das Leben Gottes für alle empfängt. In den Kallistuskatakomben steht die weibliche Orante neben dem opfernden Mann. So soll die Frau, so kann sie im heiligen Bereich am Dienst der Kirche teilhaben. Als die *Beterin* soll sie zugleich werden, was sie in Gottes

<sup>13)</sup> Die Problematik eines Priestertums der christlichen Frau ist u. E. theologisch wie menschlich gleicherweise überzeugend aufgegriffen von I. F. Görres in ihrem Beitrag „Über die Weihe von Frauen zu Priesterinnen“ (Der Christliche Sonntag 25, 1965, S. 197—199). — Ganz selbstverständlich wird dabei (im Sinne „der gesamten kath. Theologie“) die Frau als Symbol der Kirche anerkannt: als echte Repräsentation durch das Sein, nicht nur durch bestimmte Funktionen (S. 199) — ganz so, wie auch wir es in diesem Referat zu vertreten suchen.

Schöpfungsordnung auch ihrer leib-seelischen Struktur nach ist: das schlechthin offene Wesen. Offen zum Empfangen, offen zum Weiterschicken. In einem Mit-Tun, wie es ihr als Frau entspricht, soll sie Erde sein, die zur Entfaltung bringt, was Christi priesterliches Werkzeug sät <sup>14)</sup>.

Was im Profanen nicht ohne weiteres erkennbar ist, hier, im Raum der heiligen Zeichen und Bilder, wird es eindeutig. Da wird die Frau also nicht eingewiesen in die Rolle Christi, des Hauptes und Heilbringers; da fällt ihr zu die Rolle der einen Braut und Magd seines Heiles, die aus sich nichts vermag, die aber das welterlösende Werk mitwirkt, indem sie sich dem Herrn überläßt, so wie eine Frau Leib, Seele und Geist darbietet im innersten Heiligtum ihrer Ehe. Diese „weibliche“ Seite der Kirche hat auch die Liturgiekonstitution im Auge, wenn sie sagt, der Herr „geselle sich“ die Kirche bei seinem Heilstun immer „als Gehilfin zu“ (Nr. 7). Es ist die Gehilfenschaft der neuen Eva, der wahren Mutter aller Lebenden, deren „wunderbares Mysterium aus der Seite des am Kreuz entschlafenden Christus hervorgegangen ist“ (Nr. 5).

Die Frau, die sich voll Glauben dem in Wort und Sakrament Wirkenden öffnet, sie ist wie kein anderes Geschöpf hineingeformt in das Mysterium dieser Kirche, die Christus gegenüber weiblich ist. In leibseelischer Ganzheit wird da jede Frau nach dem Maß ihrer Liebe zum Bild der einen von Christus geliebten Braut (vgl. Eph 5,26 ff). Jede Frau empfängt da Gottes Herrlichkeit, um sie als „Ikone der Welt“ (Solowjew) widerzustrahlen. Aber die Frau, die ihr ganzes Leben ungeteilt Christus übereignet in der feierlichen Hinweihe ihrer Gelübde, sie, die Ordensfrau, darf sich vom Herrn bestellt wissen, die innerste Würde der Frau als Zeichen sozusagen berufsmäßig darzuleben. Vor und über jeder anderen Aufgabe hat sie diesen Auftrag: als gottgeweihte Frau *Symbol der bräutlichen Kirche zu sein*.

Was bedeutet das? Es bedeutet vor allem, daß die Ordensfrau von Standes wegen niemals aus dem Bereich des „Heiligen“ entlassen wird. Wenn es in der Didaskalia heißt, die Frau „soll beim Gottesdienst wissen, daß sie Altar ist“ (XV 24), so soll die Ordensfrau wissen, daß dieser Gottesdienst für sie nie mehr endet. Daß sie also in jedem Augenblick und in jeder Tätigkeit (in und außerhalb des Heiligtums) „Altar“ sein soll, das heißt: personhafte Darstellung, lebendiges Bild des Gebetsdienstes der ganzen Kirche, der sich am Christusopfer entzündet und in ihm sich vollendet. Jeder Erlöste schuldet Gott diesen Dienst. Die Ordensfrau soll ihn tun in Stellvertretung für die Brüder und Schwestern, die vornehmlich andere Aufgaben haben an einer anderen Stelle des mystischen Leibes der Kirche. Sie soll als Beauftragte und als Bild des ganzen Gottesvolkes, als „kirchliche Person“ (in persona Ecclesiae) ohne Unterlaß vor Gott stehen. So fassen wir den Sinn der kanonischen Horen, dieses „unaufhörlichen

<sup>14)</sup> Vgl. unseren in Anm. 8 genannten Aufsatz, wo diese Gedanken weiter ausgeführt sind.

Gebetes“ im Ablauf der Tagzeiten, die sich im abendlich-nächtlichen Vigiltottesdienst fortsetzen. Als die offizielle Beterin „spielt“ die Ordensfrau ihre Ekklesia-„Rolle“ am eindeutigsten, denn da wird in ihrer Stimme wirklich vernehmbar die Stimme der einen Braut, die ihrem Herrn auf seine beständige Anrede die Antwort der erlösten Schöpfung gibt. Da prägt sie auf genuin weibliche Art die volle Würde des allgemeinen Priestertums auch nach seiner kultischen Seite aus, da macht sie offenbar, wie die Frau in einer dem Manne so nicht zukommenden *Symbolik* hineingenommen ist in das innerste Leben, in den hochzeitlichen Austausch Gottes mit seiner Braut, dem wahren Israel <sup>15)</sup>.

Eine ganz andere Frage ist natürlich, ob und wie die einzelne Ordensfrau, die einzelne Frauengemeinschaft in ihrem Offizium, in ihrem liturgischen, aber auch in ihrem außerliturgischen Gott-Dienen das Bild dieser hochzeitlichen Kirche darzubieten weiß. Und keinesfalls kann damit irgendein persönlicher Vorrang gemeint sein, als ob die Frau im Kloster ohne weiteres schon „heiliger“ wäre als ihre Schwester in der Welt — oder auch, als ob etwa eine Benediktinerin in der Kirche und gar vor Gott höher gestellt wäre als eine Barmherzige Schwester! Durch nichts ließe sich eine solche Behauptung rechtfertigen. Immer geht es nur um verschiedene Ausprägungen der einen gemeinsamen Berufung, als gottgeweihte Frau das Mysterium Christi sichtbar zu machen. Und wir wissen: Nirgends kann das gelingen ohne den Gehorsam gegen das je eigene Charisma. Wo immer eine Ordensfrau das ihr auferlegte Leben — auferlegt durch die Bindung an Regel und spezielle Aufgabe beziehungsweise Eigenart dieser konkreten Ordensgemeinschaft — durchträgt und glaubhaft vollzieht, da und nur da geschieht wahrhaft kirchlicher Dienst aus der Kraft, die am Altar Christi stets neu empfangen werden muß. Dennoch darf man wohl sagen:

Ein Leben, das nicht so sehr einem Dienst *in* der Kirche geweiht ist als dem Dienst dieser Kirche selbst (diesem heiligsten Tun, dem nach der Liturgiekonstitution Nr. 7 kein anderes Tun an Rang und Wirksamkeit gleichkommt), ein solches Leben ist nicht an sich schon besser, aber es weist objektiv hin auf den innersten Kern gottgeweihten Frau-Seins. Und

---

<sup>15)</sup> Vgl. den unter Anm. 8 genannten Beitrag, bes. S. 313 f. — Daß hier übrigens nicht eine rein passive, quietistische *contemplatio* als Wesen des Ordensstandes gemeint ist, erhellt schon aus seiner innigen Beziehung zum christlichen Kult der ja immer höchste *actio* und (von seiten der Gläubigen) *actuosa participatio* ist. Es geht vielmehr um ein Leben, das inmitten noch so gehäufte irdischer Beanspruchungen ein nie endender Gottesdienst sein soll, und zwar von „Standes“ wegen. Nur in Christus, dessen Pneuma in uns betet (Röm 8,26) und der uns andererseits in jedem Menschen und jedem Auftrag begegnet (Mt 25,4), läßt sich ein solches Leben verwirklichen, das aber immer nur Intensivierung christlicher Existenz überhaupt bedeuten kann. Wie sehr freilich in jedem Christenleben dem Herrn und seinem Pneuma der absolute Primat zukommt, das soll auf Grund besonderer Berufung die Ordensfrau (wie selbstverständlich auch der Ordensmann) bezeugen — am eindeutigsten in der Ausübung ihrer vornehmsten Standespflicht: im Lassenswerk des offiziellen Gebetsdienstes.

dieses Sein enthüllt sich dann auch als der eigentliche Dienst. Wenn es wahr ist, daß Christus und die Kirche, dieses große, in der Ehe abgebildete Mysterium, leibhaftig Gestalt gewinnt in der Jungfrau, die „Christus ehelicht“ (Ambrosius)— wenn das wahr ist, dann ließe sich hierin der eigentliche, der kirchliche Dienst fassen, den die gottgeweihte Frau und nur sie vollbringen kann: als Glied der Kirche in leib-seelischer Ganzheit das Zeichen der einen Braut zu werden, die Paulus den Frauen aller Zeiten als ihr Ur-Bild enthüllt <sup>16)</sup>.

Man wird in dieses Zeichen umgestaltet vor allem durch den stets neuen, ganz persönlichen Mitvollzug des Heilswerkes, wie es uns in der Liturgie zugänglich ist. Von der Liturgie her müßte darum auch das je verschiedene Maß gewonnen werden für allen kirchlichen Frauendienst im Orden wie in der Welt. Zunächst im Orden. Wenn wir uns besinnen auf unser Räteleben, müssen wir es tun vor allem aus einer neu gestalteten und gelebten Liturgiefeier. Wir müssen unseren Dienst heller machen im Licht zumal der Eucharistie. Prof. Th. Schnitzler hat kürzlich <sup>17)</sup> darauf hingewiesen, wie etwa die Gelübde von da her mit ursprünglichem Sinngehalt aufgefüllt werden könnten. Wie der Gehorsam aus dem verstehenderen Mitvollzug der Liturgie zu einem verstehenderen, verantworteten Gehorsam werden sollte; wie die Armut aus der größeren Einfachheit der kultischen Formen begriffen werden könnte nicht nur als Verzicht, sondern als die Durchschaubarkeit für Gottes Leben; wie die Jungfräulichkeit sich als hochzeitliche Freude darstellen lernte, wenn die Opferfeier als dank-sagender Lobpreis in das Leben hineingenommen würde. Vieles ist da zu tun, damit die erneuerte Liturgie auch wirklich zu einem erneuerten Ordensleben führt. Einübung für den liturgischen Dienst in Theorie und Praxis, durch Unterweisung, Meditation, Schriftlesung, Schulung für das gemeinsame Singen und Beten müßte die einzelne Ordensfrau wie die klösterlichen Gemeinschaften einer würdigen und damit auch apostolisch wirksamen Mitfeier im Sinne der Liturgiekonstitution fähig machen, so daß rückwirkend dann der Alltag, das ganze Leben durchformt würde von der Kraft Christi, die am Altar entspringt.

Und zwar gerade nicht nur das Leben der einzelnen. Das „Brudersakrament der Eucharistie“ (Ratzinger), die Altargemeinschaft muß hineingrei-

<sup>16)</sup> Noch einmal sei betont, daß es nicht um eine privat-individualistische Brautmystik geht, sondern von jener Brautschafft die Rede ist, die im NT das Verhältnis der ganzen Kirche zu Christus kennzeichnet, an der jeder Christ (ob Mann oder Frau) teilhat, insofern er in Christus erlöst ist, die aber doch in der offiziellen Form besonderer persönlicher Berufung im „Stand“ der Jungfräulichkeit von der gottgeweihten einzelnen Frau existentiell-zeichenhaft, und zwar in leib-seelischer Ungeteiltheit, gelebt werden muß als Selbstdarstellung der ganzen Kirche. Vgl. hierzu u. a. M. Johanna Eichmann OSU, Das Ärgernis des Ordensstandes in der heutigen Welt, ORDENSKORRESPONDENZ 1963, 4, S. 280 f.

<sup>17)</sup> Referat am 19. Mai 1965 in Haus Altenberg unter dem Titel: Die Erneuerung des Ordenslebens aus der Erneuerung der Liturgie, vgl. in diesem Heft der ORDENSKORRESPONDENZ S. 240—247.

fen in das gemeinsame Dienen den Tag über, muß die Struktur der klösterlichen Hausgemeinschaft bestimmen und in das Heilige hinaufverwandeln, über alle menschlichen Unzulänglichkeiten hinweg und hindurch! Wenn wir es die innerste, die eigentliche Aufgabe der gottgeweihten Frau nannten, Symbol der bräutlichen Kirche zu sein, so ist damit schon der wesentlich soziale, der ekklesiologische Charakter dieser Aufgabe ausgesprochen. Ekklesia ist ja niemals einer für sich. Ekklesia ist innerstes Füreinander und Miteinander in Christus. Ekklesia ist Bundesvolk, brüderlich-schwesterliches Zusammen der Erlösten, ist Schar der auf Christus hin Versammelten, die Christi Liebe bindet und drängt! Aus diesem Wesen der Kirche ergibt sich, daß das Ekklesia-Zeichen der gottgeweihten Frau nie isoliert gemeint sein kann, sondern in der *communitas* gelebt werden muß, mit innerster Notwendigkeit, aus innerster Prägung. (Auch die *casta virgo*, von der Paulus 2 Kor 11,2 spricht, meint die ganze Gemeinde, diese übrigens gar nicht sehr (moralisch) „reine“ Kirche von Korinth!) Diese *communitas* kann im Fall einer besonderen Berufung auch eremitisch gelebt werden, aber das Normale ist, daß die Einheit der Vielen konkret sich ausprägt im *Koinobion*. Die klösterliche Gemeinschaft erst ist das volle „Zeichen“, ist Bild der Kirche in gesellschaftlicher Konkretheit, als die Selbstdarstellung der einen Braut in vielen jungfräulichen Gliedern, die einander helfen auf dem Weg der vollkommenen Liebe. Darin muß die Ekklesia-Symbolik der einzelnen gottgeweihten Frau sozusagen ihren „Sitz im Leben“ finden. Darin müßten auch im letzten die Unterschiede zwischen den aktiven und kontemplativen Frauenorden aufgehoben sein: in dem Wunder ur-christlicher Gemeinschaft, von dem sie sagten: Seht, wie sie einander lieben!

Nun, wir wissen, wie weit wir in der Praxis oft von diesem Ideal entfernt sind. Darüber braucht kein Wort verloren zu werden. Nur: Wenn von irgendwoher, dann wird klösterliche Gemeinschaft von der eucharistischen Gemeinschaft her. Von da geht letzte, tiefste Formung und Form-Kraft aus. Auf vielerlei Wegen müßte solche Formung angestrebt werden. Aus Zeitmangel sei hier nur mehr eines erwähnt: wie etwa aus dem Sich-Aufeinander-Einstellen im Zeremoniell, aus dem äußeren und inneren Miteinander beim Sprechen und Singen eine Hinordnung auf das Ganze gewonnen, eine lebensmäßige Objektivität gelernt werden könnte, die bei entsprechender Einübung der Klosterfamilie auch im Alltag recht hilfreich sein würde.

Und jedenfalls dürfte das nicht sein: daß nämlich unsere Ordenshäuser weniger auf die Liturgie hin und aus ihr lebten als so viele Laien heute. Und zwar wieder nicht, um „konkurrieren“ zu können, sondern aus dem tiefen, glühenden Wissen um die Quelle, aus der jeder Dienst in der Kirche entspringt und Substanz empfängt. Daß gerade auch in einer Frauenordensgemeinschaft diese Quelle gehütet und aus ihr für die ganze Kirche

mit großer Danksagung geschöpft werden muß, das hat ein in Ruanda wirkender Bischof erfaßt. Er geriet in seiner belgischen Heimat vor einem großen Benediktinerinnenkonvent in die recht begreifliche „Versuchung, sie alle“ in seine an Hilfskräften so arme Missionsdiözese „mitzunehmen“. „Aber nein“, sagte er, „man darf die Quelle nicht zum Versiegen bringen!“ Er wußte also, was der ganzen Kirche zuströmt, wenn da Ordensfrauen im Verborgenen an der Quelle ausharren — hütend, schöpfend, weiterschenkend in alles apostolische Wirken hinein.

Als äußerlich übernehmbares Leitbild für die Frau in der Welt, sozusagen als Klischee, kann die Ordensfrau freilich ihr Frau-Sein nicht leben. Selbst wenn die Laienchristin ihre klösterliche Schwester einfach nachahmen wollte: sie dürfte es nicht! Hat sie doch ihre eigene Dienstgnade, die sie ihrerseits aus der am Altar entspringenden Quelle empfängt und nährt. Weihbischof Frotz hat vor kurzem <sup>18)</sup> die Bedeutung der Eucharistie aufgezeigt für eine geistliche Überhöhung des rein weltlichen Bereiches, in dem die Nichtordensfrau ihren kirchlichen Dienst zu tun hat. Da leuchtete auf, wie unmittelbar auch sie bei der Liturgie wie in ihrem ganzen Tagewerk einbezogen sein kann in das hohepriesterliche Tun Christi, durch das Gott verherrlicht und die Menschen erlöst werden. Der Weihbischof zeigte, wie auch die Laienchristin auf ihre Weise Christus überantwortet und mit dem heiligen Geist gesalbt ist. Er verwies auf das Kirchenschema, wonach „alle ihre Werke, Gebete und apostolischen Unternehmungen, ihr Ehe- und Familienleben, die tägliche Arbeit, die geistige und körperliche Erholung, wenn sie im (Hl.) Geist getan werden, aber auch die Lasten des Lebens, wenn sie geduldig getragen werden, ‚geistige‘ Opfer (sind), wohlgefällig vor Gott durch Jesus Christus“ (1 Petr 2,5; Nr. 34).

Ich muß gestehen, daß ich mich beim Lesen dieser Sätze unwillkürlich gefragt habe, was denn nun eigentlich *haltungsmäßig* anders ist bei uns im Kloster, wo man uns vom ersten Tage an beizubringen versucht hat, daß alles, was wir tun und ertragen, gelebte Liturgie ist, ein pneumatisches Opfer, Gottesdienst, wertvoll für uns, unsere Gemeinschaft und die ganze Menschheit; daß durch solche Alltagsweihe unser religiöses Leben entkrampft würde, schön, gefüllt und sinnträchtig, weil jeden Augenblick in Christus *seinsgemäß* hingeordnet auf das „Hochgeschehen“ der Eucharistie (Frotz), die all unser Menschenwerk zusammenfaßt und unendlich überhöht dem Vater darbietet. Ja, genau so, wie Weihbischof Frotz es hier für die Welt-Frau aufweist, genau so, schien mir, sollten auch wir Kloster-Frauen das Weltliche tun, das ja in unserem Leben ebenfalls nicht fehlen kann, solange wir auf Erden sind.

Und doch zeigt sich bei näherem Zusehen der Unterschied, daß wir anders hingeordnet sind auf das Weltliche als die Laienchristin. Die Blickrichtung

<sup>18)</sup> Die Frau in der Kirche des Aufbruchs. Vortrag bei einer Diözesantagung des Kath. Deutschen Frauenbundes am 30. März 1965 in Köln; als Manuskript veröffentlicht.

ist es wohl, die hier und dort verschieden ist. Für sich genommen sind weder Weltverachtung noch Weltzugewandtheit eigentlich christliche Kategorien (Balthasar). Doch wird man „das Weltliche“ als den eigentlichen Dienst-Bereich der Laienchristin dem „Heiligen“ als dem Bereich der Ordensfrau gegenüberstellen müssen. Auch wenn die Frau im Kloster sich mit Weltlichem beschäftigt, soll sie es nicht tun „nach Art der Laien“, sondern nach Art ihres Standes, der „ein deutliches und hervorragendes Zeugnis dafür geben (muß), daß die Welt nicht ohne den Geist der Seligpreisung verklärt und Gott dargebracht werden kann“<sup>19)</sup>.

Was das im einzelnen und speziell für unsere tätigen Schwestern bedeutet, müßte in anderem Zusammenhang weiter ausgeführt werden. Hier dürfen wir aber wohl festhalten, daß beide Bereiche, das „Weltliche“ wie das „Heilige“, Ort einer echten christlichen Berufung sind, von denen keine die andere bevormunden darf. Beide sollen vielmehr in echter Ergänzung, in gegenseitiger Hilfe, aber doch unvertauschbar beitragen zur Auferbauung des *einen* Leibes, dessen Glieder wir alle sind.

Vielleicht müßten auch wir Ordensfrauen das manchmal bereitwilliger wahrhaben: daß wir eben nicht die allein Gebenden sind, daß uns im Gegenteil echte Bereicherung von unseren weltlichen Schwestern kommen kann, daß wir sogar darauf angewiesen sind. Etwa im Sinne einer *Auffüllung vom Menschlich-Natürlichen* her. So sprach Weihbischof Frotz besonders eindrucksvoll davon, wie die Frau in der Ehe „sehr glaubhaft vorleben und vormachen“ könnte, was es bedeutet, daß die Kirche als fruchtbare Mutter in dieser Zeit heute dem ewigen Wort neu ihr eigen Fleisch und Blut zu geben hat<sup>20)</sup>. Ein weiterer Punkt wären „die herzlichen natürlichen Beziehungen zwischen Braut und Bräutigam“, die in der Schrift und häufig in den Konzilsaussagen das Zueinander von Christus und Ekklesia charakterisieren. Die verlobte oder verheiratete Frau könnte das in gewisser Hinsicht zweifellos lebenswahrer nachempfinden als die Ordensfrau und könnte es ihr in einer blutwarmen, eigenen Nähe zur Kirche vorzeichnen. Allerdings: Das setzt eben voraus, daß wir Ordensfrauen praktisch gelten lassen, daß *auch* die Frau im Laienstand hineingenommen ist in die Ekklesia-Symbolik der christusgehörenden, weil getauften Frau. Wir müßten praktisch bejahen, daß nicht wir allein dieses Bild dartun sollen, sondern daß beide Stände aus der einen Quelle des Christuslebens das Charisma der Frau empfangen, anders auszuformen im weltlichen, anders im geistlichen Bereich, dennoch als zwei gültige Dienstleistungen für die eine Kirche in dieser Zeit.

Gerade deshalb aber könnte die Ordensfrau ihr Frau-Sein nicht einfachhin als Leitbild für die Frau in der Welt leben. Tiefere Gemeinsamkeit verbindet die beiden ungleichen Schwestern. Jede von ihnen muß das ihr

<sup>19)</sup> Kirchenkonstitution Nr. 31.

<sup>20)</sup> A.a.O., S. 7

Eigene zur Entfaltung bringen, dadurch wird sie der anderen am hilfreichsten sein, zum eigenen Frauentum durchzufinden. Ob das in unmittelbarer Kontaktnahme geschieht oder nicht, ist *dann* nicht mehr so wesentlich.

Immerhin wäre Zusammenarbeit in vielen Situationen wünschenswert. Kard. Suenens weist zum Beispiel darauf hin, wie gerade die Ordensfrau zwar nicht zur Leitung, wohl aber (aus dem Reichtum ihrer religiösen Werte) zur Anregung, zu einer mütterlichen Beseelung der kirchlichen Frauendienste berufen sei. Da habe sie häufig die Aufgabe, speziell zwischen Priester und Frauenwelt zu vermitteln. Sie könne das Wort des Priesters weitersagen, übersetzen, es besser ankommen lassen; umgekehrt könne sie die Bedürfnisse der Frauen den Geistlichen verdeutlichen und dringlich machen, beiderseitige Kontakte anbahnen, ein fruchtbares Zusammenarbeiten vorbereiten usw. Sie kennen solche Situationen besser als ich, Situationen, in denen es, wie man sagt, an der Ordensfrau „hängt“. Freilich „hängt“ es an ihr nur unter einer Bedingung: daß sie wirklich ist, was sie sein soll — gottgeweihte Frau, das eine nicht ohne das andere.

Ich muß hier erinnern an unsere Bemerkung am Ende des II. Teiles. Die Ordensfrau ist in eine andere Ordnung verwiesen wie die Frau in der Welt; denn sie ist als Virgo in ihrem Stand eschatologisches „Zeichen“. Ihre Existenz ist hinausverlagert aus dieser Welt, Gott hat sie dazu bestellt oder auch geweiht, daß die Kirche in ihr die eschatologische Transzendenz der Liebe, diese innerste Jungfräulichkeit ihres Wesens, greifbar zur Erscheinung bringen kann <sup>21)</sup>. Da mag es sein, daß die gottgeweihte Frau Barrikaden dulden muß zwischen sich und den Menschen. Es ist möglich, daß sie das tun muß wider jede Art von Einforderung, weil sie dann an eine Grenze gelangt wäre, die Gott ihr gesetzt hat. Darüber gleich noch mehr.

Es gibt aber auch den ganzen weiten Raum jener heiligen Menschlichkeit, jener übernatürlichen Natürlichkeit, die nie zu kurz kommen darf. Auch nicht unter dem Titel des Gottgeweihtseins! Wenn wir sagten, der Dienst der Frau im Orden wie in der Welt müsse aus der Liturgie sein Maß gewinnen, so bedeutet das wohl eine letzte Würde und Hoheit im Sinn der Ekklesia-Darstellung. Es bedeutet aber zugleich, daß diese hohe Zeichenhaftigkeit ganz schlicht, ganz blutwarm und menschlich glaubhaft werden muß. Und das heißt hier: sie muß fraulich durchseelt und mit dem ganzen Menschen angeeignet werden in einer voll gelebten Existenz.

Viel zu oft sieht sich die Ordensfrau außerstande, sowohl ihrer weltlichen Schwester als auch dem Priester wirklich hilfreich zu sein. Warum? Häufig einfach deshalb, weil sie (ohne Umschweife gesagt) zu wenig „Frau“ ist. Da fehlt diese kernige, direkte Wärme, dieser selbstverständliche Blick für

<sup>21)</sup> K. Rahner—H. Vorgrimler, Kl. theol. Wörterbuch (Herder), Art. Jungfräulichkeit.

die anderen, dieses Gutsein und Annehmen ohne inneres oder äußeres Kopfschütteln, wie wir es eben von einer echten Mutter erwarten. Da fehlt auch diese frische Natürlichkeit, die bei aller feinen Distanz doch nicht kopfscheu wird, wenn einmal ein männliches Wesen auf der Bildfläche erscheint. Jungfräulichkeit und Brautschaft — warum stehen sie so oft im Ruf der verkümmerten, verknöcherten Prüderie? Sie sind doch alles andere als dies! Wer in der liturgischen Feier zur eigentlichen Würde seines Frauentums erwacht, wer seine Berufung, Bild der Sponsa Kirche zu sein, in der leib-seelischen Ganzheit des Kultes gezeigt bekommt, der wird frei, befreit zu einer vollmenschlichen Gesundheit, gerade auch im Gefüge des eigentlich Fraulichen.

Freilich muß man der Ordensfrau dabei helfen. Als Priester, als Vorgesetzte. Vielleicht läßt man sie allzu oft praktisch auf mittelalterlicher Stufe stehen, was speziell Gewissensbildung, Persönlichkeitswertung und — Stellung zum anderen Geschlecht angeht. Wenn man sich — mit Recht — beklagt über Infantilität und Prüderie, kann man sich immer sagen, man habe Wege, richtige Wege gewiesen zu einer freien, gottgewollten Entfaltung und Reifung? Zu einer wirklich katholischen Aufgeschlossenheit für den mitmenschlichen und auch den zwischengeschlechtlichen Dialog? Auch die Ordensfrau braucht normalerweise diesen Dialog, den mitmenschlichen wie den zwischengeschlechtlichen. Sie steht doch nicht außerhalb der Schöpfungsordnung! Gewiß hat sie auf die Ehe verzichtet, gewiß soll sie die kluge Jungfrau mit der brennenden Lampe sein, die in allen Begegnungen und Beanspruchungen die leise Ferne wahrt, dieses innerste Wachsen und Hinhorchen auf den Herrn, ob er nicht etwa ruft, jetzt sie anruft. Aber das heißt keineswegs, daß sie auf den konkreten Kontakt mit ihrem Herrn in seinen Schwestern und Brüdern völlig verzichten müßte, ja dürfte. Auch in seinen geweihten Brüdern.

Dieser Kontakt sollte nicht auf Altar und Beichtstuhl beschränkt bleiben, wenn auch immer vom Sakrament her Norm und Form empfangen werden müssen. Aber auch die Frau im Kloster braucht ein menschliches Wort. Man müßte es ihr geben in Konferenzen und im Gespräch. Es müßte auch ein Austausch möglich sein im Alltäglichen, im gemeinsamen Sorgen und Dienen, im gegenseitigen Sich-Annehmen, ungezwungenen Sich-Ergänzen. Man tue das nicht ab als Kompensierungsversuche irgendwelcher sublimen Neigungen. So schwierig ist das gar nicht. Es ist nur ein wenig Natürlichkeit in aller Übernatur, ein Schuß Menschlichkeit, einfach ein Hauch vom Paradies, ohne den auch das frömmste Herz auf die Dauer nicht recht atmen kann. Im Dienst Gottes und der Kirche kann es — bei aller unbedingt festgehaltenen Bejahung des Opfers! — niemals darum gehen, lebensnotwendige Werte aufzugeben, Erfahrungen und Entfaltungsmöglichkeiten ängstlich zu meiden, ohne die man nicht reif und schon gar nicht eine reife mütterliche Frau werden kann. Man kann ohne sie übrigens auch nicht lebendig schenkend und empfangend in einer schwesterlichen

Gemeinschaft stehen. Daß unter gewissen Umständen „Ich liebe meine Mitschwester ‚rein übernatürlich‘“ genau so viel heißt wie: „Ich kann sie auf den Tod nicht ausstehen“ ist ja bekannt.

Hier tut unsere Zeit manches befreiende Werk. Freilich fehlt ihr dann wieder leicht die rechte Form. Und hierzu, ehe ich zum Abschluß komme, noch ein Wort von der anderen Seite.

Ein oft nicht mehr verstandenes Zeichen ist der Schleier. Der Schleier wird heute, das weiß ich recht gut, von der Frau in der Welt geradezu prinzipiell abgelehnt. Gertrud von Le Fort hat es wunderschön, auch ehrfurchtgebietend gesagt, hört man. Aber was soll *uns* noch solche „theologische Dichtung“, die letztlich auf Selbstglorifizierung der Frau hinausläuft? Unsere Zeit ernüchtert so grausam. Eben nicht unter dem Schleier, sondern unter dem Blick aller muß, soll und will die moderne Frau nüchtern und sachbezogen ihren Platz in einer wachen Welt, im öffentlichen Tagesgeschehen behaupten. Auch die diesbezüglichen Anweisungen des heiligen Paulus gelten als völlig zeitbedingt, als überholt, als Beweis für die einstige soziale Inferiorität der Frau bis in den kultischen Bereich hinein.

Und doch behält die Ordensfrau weiter ihren Schleier. Ich spreche hier nicht von den notwendig gewordenen Anpassungen bei bestimmten Arbeiten; auch nicht von den höchst erwünschten Vereinfachungen veralteter Formen, die zum großen Teil ja auch schon abgeändert sind. Es ist auch nicht die Rede von den schwerwiegenden Gründen, die einzelne Schwesterngemeinschaften zum teilweisen oder totalen Verzicht auf den Schleier veranlaßt haben, damit sie das speziell ihnen auferlegte Zeugnis glaubhafter geben können. Ich spreche hier davon, daß die Ordensfrau als solche grundsätzlich den Schleier behält. Warum behält sie ihn? Nun, zunächst sicher deshalb, weil der Schleier bei uns seit Jahrhunderten zu ihrem Erscheinungsbild gehört. Die Nonne erkennt man bei uns am Schleier. Wenn der Schleier aber nichts wäre als ein Stück Kulturgeschichte, ein ehrwürdiges Relikt — dürfte man dann den Menschen das Ärgernis zuzumuten, das sie heutzutage nicht selten an uns „Verschleierte“ nehmen? Ich sage: Ärgernis, nicht: mehr oder weniger belustigtes Kopfschütteln oder auch Verwunderung, die möglicherweise zum Nachdenken bringen könnte (und jemanden heute zum Nachdenken bringen, das wäre wahrhaftig nichts Übles!) Nein: Ärgernis. Und nur deshalb, weil wir uns nicht trennen könnten von einem liebgewordenen Stück Vergangenheit und Kontingentes absolut setzten? Das dürfte nicht sein. Wenn es so wäre, müßten wir so schnell wie möglich den Schleier ablegen, wie es einige amerikanische Nonnen getan haben, die man kürzlich im modernen Straßenanzug abgebildet sah.

Doch der Schleier ist mehr. Er ist für uns ein echtes Zeichen, ein Symbol. Und zwar ein Symbol, das nicht in erster Linie den Menschen etwas klar machen soll, sondern das mit einer Macht gefüllt ist. Der Schleier ist der

Ordensfrau gegeben als der für den Herrn Verhüllten. Er ist Schutz und Siegel in einem. Er kennzeichnet sie als hochzeitlich Ausgesonderte, als in Besitz Genommene, und dies unabhängig davon, ob die Menschen es verstehen oder nicht. Er ist ihr aufgelegt worden in facie Ecclesiae und durch die Hand der Kirche, in der Stunde, da sie dieser Kirche zum Zeichen bestellt oder geweiht wurde. Seitdem und von da her ist jede Ordensfrau, die den Schleier trägt, ein sinnhaft wahrnehmbares Signum des unsichtbaren Charismas, das (wir durften es mit dem Konzil sagen) immer und unerschütterlich zum Wesen der Kirche gehört.

Mag sein, daß es in nicht allzu ferner Zeit unmöglich wird, im Ordensschleier auf unseren Straßen zu gehen. Dann müßten wir uns dem Unvermeidlichen beugen und um so tiefer zu leben suchen, was der Schleier anzeigt. So manche unserer Schwestern mußte das in Konzentrationslagern und Gefängnissen; so manche muß es noch in dieser Stunde — denken wir etwa an die Lemberger Krankenschwestern, die vor wenigen Wochen nach Sibirien deportiert wurden. Aber aus uns selbst, meine ich, dürften wir nicht grundsätzlich auf den Schleier verzichten. Wir sollten es jedenfalls nicht deshalb tun, weil wir kein Ärgernis geben wollen. Es gibt wohl eine Art von Ärgernis, die in Kauf genommen werden muß. Unser ganzes Leben ist Scandalum als Teilhabe am unvermeidlichen Ärgernis des Kreuzes, das schon auf dem Knecht Jahwes lag, diesem einzigartig Ausgesonderten, der von den Menschen ausgestoßen und verworfen wurde, um hinzuweisen auf den einen „Knecht“, der draußen vor der Stadt unser aller Heil erlitten hat. Und nach dem Hebräerbrief (13,13) sollen wir ja mit hinausgehen, um seine Schmach zu teilen.

Ordensfrau sein — das lernt man an der Stätte des Christusopfers und in einem Alltag unter dem Anspruch dieses Opfers —, Ordensfrau sein heißt nicht: mit Erfolg gesegnet sein. Auch nicht mit viel Ansehen. Gewiß darf ihr oft mühseliges Dienst-Pensum täglich einmünden in das „Hochgeschehen“ der feiernden Kirche. Gewiß darf sie im kleinsten, übersehbarsten Tun ihres Tages den Herrn am Werk wissen, der sich die Braut auch hier „zugesellt“ und so mit ihr ein wahrhaft kirchliches Dienen vollbringt. Das macht alles groß und sinnvoll, aber oft eben nur vor Gott. Vor den Menschen bleibt als das Normale die Ohnmacht des Kreuzes und die Teilhabe an jenem Dienst, wie ihn die heiligste der Frauen auf Golgotha getan hat. In der Hingabe des Sohnes ist sie zur Mutter aus Gott gereift. Mit dem getöteten Sohn auf dem Schoß tut sie kund, jenseits von Frucht und greifbarem Sinn, was Dienen in der Kirche, *als* Kirche heißt.

Im Blick darauf ergäbe sich dann freilich (ohne von dem Gesagten irgend etwas zurückzunehmen) eine letzte Rechtfertigung dafür, daß oft wenig greifbare Wirkung ausgeht von unseren Frauenorden. Ein Siegel ist ihrem Dienst aufgedrückt, das macht ihn zu etwas sehr Verborgenen und gibt ihm wider alles Engagement durch Menschen ein letztes Alibi: das Alibi

des Kreuzes — der Hingabe für die anderen unter Verzicht auf Wägbares, Vorweisbares, Registrierbares; der Verhüllung in einer vielleicht lebenslangen Anonymität und Einsamkeit; des Ausharrens unter Gottes Griff in einer Not, deren Urbild die Gebärende in der Apokalypse ist (12, 1—5). Es ist etwas Ehrfurchtgebietendes um die heilige Mutterschaft einer christusgeweihten Frau. Vielleicht müßten wir den Menschen, auch den jungen Menschen im Kloster, noch mehr zeigen, daß darin der eigentliche kirchliche Dienst der Ordensfrau besteht: an dieser heiligen Mutterschaft teilzuhaben, die unter dem Schatten des Kreuzes Frucht bringt, Gott zur Welt bringt.

Wenn wir nun zum Schluß fragen:

Was soll denn anders werden mit uns Ordensfrauen und unserem Dienst in dieser unserer Stunde, dann könnte man versucht sein zu sagen: Alles! Alles im Sinn der Kehre um 180 Grad, die wir in unserer benediktinischen Profeß unter dem Titel der *conversatio morum* geloben. Alles soll anders werden, das heißt: immerfort, täglich, stündlich müssen wir uns umkehren von unseren eigenen Wegen hin zu den Wegen, die Gott uns weist auf vielerlei Art, durch vielerlei Boten, durch die Stimme dieser Zeit. Alles soll anders werden, so weit es ankommt auf unsere eigene, kleine, freiwillige Horizontverengung; so weit es aber auch ankommt auf die Horizontverengung, die uns aufgezwungen ist durch Paragraph, Konvention und Vorurteil.

Aber, dies vorausgesetzt, soll doch, muß doch das Eigentliche bleiben. Nicht Revolution: Rückbesinnung auf die Ursprünge ist gefordert. Am Ursprung der Ursprünge aber steht der Herr, den wir finden in seinen Mysterien. Im Wort, im Sakrament. Im Herzen also einer Kirche, die nichts Gewaltigeres vollbringen kann für Gott und die Menschen als die Mitwirkung der einen *Diakonia Christi* bis ans Ende der Zeiten.

„Kirche, was kannst du?“ fragte einmal einer in einem fiktiven Dialog. „Kannst du Ehen sanieren?“ Nein, das kann ich nicht. „Kannst du Sozialreformen durchführen?“ Nein, das kann ich nicht. „Kannst du die Gotteshäuser füllen mit frommen und gläubigen Christen?“ Nein, das kann ich nicht. „Kannst du Kriege verhindern, Hunger vertreiben, Aussatz heilen, die Flüchtlinge auffangen, die Verlaufenen heimholen, die Verzweifelnden trösten, die Machtgierigen in Schranken halten?“ Nein, das alles kann ich nicht. „Ja was kannst du denn, Kirche — *Ekklesia Christi*?“ Ich kann nur eines: Bis ans Ende sagen: „Herrlichkeit dir, Vater . . .“

So bis ans Ende sagen, bis der Herr wiederkommt: „Herrlichkeit dir, Vater . . .“ — das wäre wohl der gemeinsame Nenner, auf den sich unser aller Dienst bringen ließe. Es ist ja der innerste Kern des Auftrages, den wir zu leben haben in der Zeichenhaftigkeit der gottgeweihten Frau, im Da-Sein „zum Lobe der Herrlichkeit Seiner Gnade, die uns begnadigt hat in dem Geliebten“ (Eph 1,6).